Bdch. 12.

Neueste moralische

Erzählungen

von

August Lafontaine.

Viertes Bändchen

enthält:

1) Das Mädchen auf Freiersfüßen.
2) Die Treue.

Berlin, 1802.

I.

Das

Mädchen auf Freiersfüßen.

1.

Der junge Breisach an seinen Freund.

Wien.

Hier hat mich der Teufel! möchte ich beinahe sagen, wenn ich nicht fromm wäre, wie ein Herrnhuter. — Da lebte ich in meiner Garnison zwischen Traum und Wachen. Ich, der ich von der Natur recht eigentlich zum Hausvater bestimmt bin, so daß mir ein Schlafrock viel besser steht, als die Staatsuniform, weil ich für jenen passe, in dieser aber mich bewege, als ginge ich im hölzernen Spanischen Mantel; ich, der ich jeden Burschen von meiner Kompagnie: „mein Sohn!" nenne, und für jedes Kind mechanisch eine Liebkosung oder auch in der Tasche einen Bonbon habe: ich mußte alle Ansprüche, ein Hausvater zu werden, aufgeben,

bis ich eine Kompagnie bekäme, wo mir denn wahrscheinlich alle Lust am Leben vergangen seyn wird. Endlich schlug sich das Schicksal ins Mittel, oder mein Oheim, ein jovialischer, lustiger Hagestolz, der seinen letzten Gulden für mich hingegeben hätte, weil er mich lieb hat. Sieh, ich habe noch eine Tante, und die hat eine Tochter. Beide sind die einzigen reichen Personen in unsrer ganzen Familie. Sie brachen mit meinem Vater, weil er mich Soldat werden ließ; denn nun könne, meinten sie, kein gutes Haar an mir bleiben. Mit meinem Oheim brachen sie gleichfalls, weil der brave, großmüthige Mann zuweilen flucht, wie ein Matrose. So wußten wir denn nicht viel mehr von ihnen als daß sie auf ihren Gütern lebten, daß meine Cousine ein Wunder von Schönheit, aber auch von seltsamer Laune wäre, und so weiter.

Ich schreibe meinem Oheim einmal, daß ich den gemeinen Soldaten beneide, auch wenn er im Winter auf seinem Posten stehe: ihm bringe doch sein Weib des Mittags Essen, eine Umarmung, und ein Paar Kinder; an Seele und Leib erwärmt, trete der Ehemann und Vater dann wieder an seine schwere Arbeit.

Mein Oheim, der mich wohl kennt, reist nun zu meiner Tante, unterläßt mir zu Liebe das Fluchen, erzählt meiner Cousine von mir, von meinen erhabenen Eigenschaften, von meiner Rechtlichkeit, von meiner Achtung für die Würde des Ehestandes; kurz, er weiß sich der beiden Weiber so zu bemächtigen, daß sie — was sehr viel ist, da sie den Uniformen gar nicht trauen — ihm wenigstens versprechen, einen Besuch von mir anzunehmen. „Vetter," schreibt mir mein Oheim: „deine Cousine ist das schönste Geschöpf, das ich jemals gesehen habe. Ihre Grillen bestehen nur darin, daß sie einen Mann verlangt, der kein Bösewicht, mit einem Einem Worte, der gerade wie du ist. Denn ob sie gleich, wie sie sagt, nicht auf das Alter sieht, so merke ich denn doch wohl, daß meine vierzig Jahre ihr schon zu viel sind. Komm! aber in bürgerlicher Kleidung und mit bürgerlichen Sitten. Laß das Fluchen (wenn du es dir etwa angewöhnt hast) und alle Renomisterei in deiner Garnison zurück. Sey ein wenig fromm; denn deine Cousine und deine Tante haben Beide den seltsamen Glauben, daß nur ein ernsthafter Mann tugendhaft seyn könne. Ich weiß,

du bist bei aller Rechtlichkeit ein toller Mensch, der das Leben wenigstens verlacht, wenn er es nicht beherrschen kann. Nun, komm nur so bald als möglich zu mir nach Wien; dann wollen wir mit einander zu deiner Cousine. Sie ist, trotz ihrer Züchtigkeit, entschlossen, zu heirathen, sobald sie einen tugendhaften Mann findet; und ich fürchte, sie findet in dieser sündigen Welt nicht Einen lasterhaften: denn der Preis der Tugend ist ja sie, die Göttin der Schönheit, und ein Brautschatz von hunderttausend Thalern. In Ernst, Vetter: wie leicht kann sie nicht die Beute eines Betrügers werden, wenn ihre Grille bekannt wird! — Sie wollen mir sagen lassen, wann wir sie besuchen können. Komm, so bald als möglich, daß bald auch dir ein Weib das Essen bringen kann — nicht in das Schilderhaus, oder die Wachtstube, sondern in einen schönen Eßsaal. Und das Paar Kinder? dafür lasse ich dich sorgen. Ich habe dir die Thür des Ehestandes aufgethan; sorge nun, daß man sie dir nicht wieder vor der Nase zuschlägt."

Das hat man gethan, guter Freund; und zwar ist es meine eigne Schuld. Sieh, ich war noch

nicht drei Tage hier in Wien, so paßte mir der Teufel schon auf mit einer Versuchung, von der ich mich nicht losreißen kann. Da stehe ich wenigstens auf dem hohen Berge, schaue hinunter in die Reiche der Welt, die mir der Teufel anbietet, und habe nicht den Muth zu sagen: hebe dich weg von mir! — Doch, ich muß dir fein ordentlich erzählen.

Mein Chef, dem ich die Sache ehrlich sagte, schlug mir den Urlaub ab, weil ich die Remonte besorgen sollte. Ich schrieb nun meinem Oheim, daß ich aus dieser Ursache erst in sechs Wochen kommen könnte. Als mein Brief schon abgegangen war, ließ mein Chef mich holen, und gab mir auf sechs Monate Urlaub, weil er meinem Wunsche, Hausvater zu werden, nicht hinderlich seyn wollte. Ich eilte nach Wien, ohne unterweges irgend ein Abentheuer zu erleben, eine Bettlergeschichte ausgenommen, über die ich aber gerade dem Teufel in die Hände gerathen bin.

Auf der letzten Station vor Wien warte ich ungeduldig auf Pferde, weil ein Gesandter, der mit einem sehr großen Gefolge reist, sie alle gebraucht hat. Ich gehe verdrießlich vor dem Post-

hause auf und nieder, wo auch noch mehrere andre Fremde sind, die alle, so wie ich, auf Pferde warten. Um doch wenigstens zuerst fortgeschafft zu werden, spreche ich sehr viel davon, welche große Eil ich habe.

Als endlich die Pferde wieder gekommen waren, gab man mir den Vorzug vor allen andern Reisenden. Schon wollte man anspannen, da bat mich ein Knabe um ein Almosen, und ich gab es ihm mit einer Liebkosung. O, lieber Herr! sagte das Kind nun weinend: wenn Sie wüßten, wie unglücklich meine Eltern sind, und wie sie ihnen für diese reichliche Wohlthat danken werden! — „Eltern!“ dies Wort hat einen magischen Zauber für mich. „Wer sind deine Eltern?“ fragte ich. — Mein Vater ist ein Musikus aus Prag, und dahin wollen wir jetzt zurück. Es ist uns sehr, sehr unglücklich gegangen! Wir hofften aus Linz eine Erbschaft zu holen; man hat aber meine Eltern darum betrogen, glaube ich. Unser Geld war verzehrt, und bis hieher haben wir oft gehungert, lieber Herr. Hier, guter Gott, ist nun meine Mutter krank geworden. Dort liegt sie in dem Häuschen, in das uns ein Bauer aufgenom-

men hat. Der gute Mann rieth mir, ich sollte die Herrschaften hier um Hülfe ansprechen.

Das alles sagte der Knabe mit Herzzerreißenden Tönen. Ei! rief der Postmeister auf einmal in einem harten Tone: fort hier, Junge! Falle die Reisenden nicht an! Der Knabe tratt ängstlich und zitternd hinter mich. Ich warf dem Postmeister einen unwilligen Blick zu, und beruhigte den Knaben. „Wenn ich Zeit hätte —“ sagte ich dann; und in dem Augenblicke fiel mir ein, daß meine Ungeduld eigentlich nur von langer Weile herrührte. Der Knabe hatte meine Hand ergriffen. Ich hob ihn auf, küßte ihn, und sagte: „ja, ich habe Zeit! Führe mich zu deinen Eltern! Ich bin nicht reich, mein Kind; aber was ich entbehren kann, will ich von Herzen gern deinem Vater geben.“

Ich fand an seinen Eltern ein Paar edle, unglückliche Menschen. Die Frau wurde sogleich etwas besser; denn ihre Krankheit war im Grunde nur die Angst darüber, daß sie sich nach Hause betteln sollte. Beide Eheleute umarmten sich, und vergossen Freudenthränen. Ich gab ihnen die Hand und sagte: „Ihr glücklichen Menschen! Ihr seyd

dennoch beneidenswerth. Gott segne euch!" Jetzt eilte ich wieder nach dem Posthause; aber die Pferde waren nun wieder fort, und ich mußte aufs neue warten. Durch den Vorfall mit dem Knaben war ich gewisser Maßen unthätig geworden. Ich entschloß mich, die Nacht da zu bleiben, und ließ mir ein Zimmer geben. Als ich am Fenster stand, sah ich zwei Frauenzimmer mit dem Knaben nach der Bauerhütte gehen, in der seine Eltern waren. Der Knabe interessirte mich jetzt noch mehr; denn er hatte sich Anfangs sehr ernstlich geweigert, die Damen hinzubringen. Nein! hörte ich ihn draußen sagen; der Herr hat uns genug gegeben, mehr als wir brauchen. Ich kam nur her ihm noch einmal die Hand zu küssen. Die Damen bestanden aber darauf, daß er sie zu seinen Eltern bringen sollte. Ich legte mich, weil ich müde war, bald zu Bett. Am folgenden Morgen, als ich mich in den Wagen setzte, eilte die Familie herbei, mir noch einmal zu danken. Sie schien mir reisefertig zu seyn; auch hielt vor dem Hause noch ein Wagen, den man schon für die beiden Frauenzimmer anspannte.

Hier in Wien trat ich vor einem Wirthshause ab, und schickte ein Billet an meinen Oheim, erfuhr nun aber, daß er verreist wäre und erst in acht Tagen zurückkommen würde. So lange mußte ich natürlicher Weise in meinem Wirthshause bleiben. Nach drei Tagen ging ich in den Augarten. Unvermuthet stand mein Knabe, reinlich gekleidet, wieder vor mir, sah mich sehr freundlich an, küßte mir die Hand, und erzählte mir: die beiden Damen hätten seine Eltern mit nach Wien genommen, und sobald sich seine Mutter völlig wieder wohl befände, würden sie recht bequem nach Prag zurück reisen, da ihnen die beiden Damen das dazu nöthige Geld geschenkt hätten. Auf einmal bückte sich der Knabe, nahm ein Billet vom Boden auf, und las die Aufschrift: „Für ein menschliches Herz!“ Ich erbrach es, und fand darin die Worte: „Zwei Unglückliche ersuchen den Finder dieses Billets, wenn er Muth hat und menschlich ist, sich auf die Leopoldsgasse in Nummer **, zwei Treppen hoch, zu bemühen, und da nach Madame Solden zu fragen, sonst aber, wenn er das nicht will, das Billet wieder an seinen Ort zu legen.“

Ich war unentschlossen, ob ich das seltsame Billet behalten oder wieder hinlegen sollte. „Was fodert man?“ dachte ich. „Nur Muth und Menschlichkeit. Hm! An beiden fehlt es mir nicht.“ Ich steckte das Billet ein, gab dem Knaben noch eine Kleinigkeit, wünschte seinen Eltern eine glückliche Reise, und ging nun nach Hause. Hier besah ich mein Billet noch einmal von allen Seiten. Ein solches Billet an einem so besuchten Orte! dachte ich; das könnte der Frau Solden eine Menge Neugieriger zuführen. Ich will das Abentheuer bestehen, so verdächtig es auch seyn mag.

Ich ging nach dem bezeichneten Hause, fragte nach Madame Solden, und wurde in ein Zimmer geführt, wo ein völlig unerwarteter Anblick mich ganz starr machte. An einem Nährahme saß ein Mädchen etwa von zwanzig Jahren, ein Wunder von Schönheit, in ganz einfacher Kleidung. Sie verbeugte sich sehr anständig gegen mich, und bot mir einen Stuhl. Ich zog mein Billet aus der Tasche, und gab es der Madame Solden schweigend, aber mit Blicken der Sehnsucht auf das liebliche Mädchen. Also Sie, sagte die Frau, haben mein

Billet gefunden? Unsre Situation, mein Herr, ist so einzig, und die Art und Weise, uns einen muthigen (sie betonte dies Wort) und menschlichen Freund zu erwerben, so seltsam, daß ich Sie bitten muß, fürs erste nur nichts Uebles von uns zu denken.

Ich bat sie, mich von ihrem Unglück und von der Art und Weise, wie ich ihr dienen könnte, zu unterrichten.

Sie entschuldigte sich damit, daß sie dazu noch einige Papiere nöthig habe, die sie in Kurzem erwarte. Wir bedürfen, sagte sie endlich, nur eines edlen, verständigen Mannes, der Muth genug hat, einem Großen, der uns verfolgt, entgegen zu treten. Nun fragte sie mit einer auffallenden Neugierde nach meinem Namen und meinen Umständen. Es kam mir seltsam vor, daß man gegen mich so zurückhaltend war, und von mir doch eine förmliche Beichte verlangte. Daher gab ich ihr zur Antwort: ich wäre erst seit einigen Tagen hier, um irgend einen Posten bei einer Kanzlei, oder bei dem Finanzwesen zu suchen; kurz, ich hoffte, hier mein Glück zu machen. Nun wollte man auch meinen Namen

wissen. Ich traute nicht genug, um den zu sagen, und nannte mich Steinhausen.

Die Alte fing nun an, mich über meine Vermögensumstände auszuholen; ich sagte ihr aber geradezu, daß dieses Examen mit unsrer Sache nichts zu thun haben könne.

Während der ganzen Unterredung saß Mamsell Solden ruhig an ihrem Nährahme. So oft ich antwortete, heftete sie die durchdringenden und dennoch sanften Blicke ihrer großen blauen Augen auf mich, und sah dann wieder auf ihre Arbeit, wenn ihre Mutter anfing zu sprechen. Ich wurde endlich ungeduldig über die seltsamen Fragen der Alten, und sagte, doch recht sanft: „ich gestehe Ihnen, Madame, daß ich erstaune. Mitleiden, und der Wunsch Ihnen nützlich zu seyn, haben mich zu Ihnen geführt, in der That nicht die Lust, Ihnen meinen Stammbaum bis zu der Sündfluth hinauf zu belegen.“

Jetzt öffnete die Tochter zum ersten Male die feinen Rosenlippen, und hauchte mit der lieblichsten Stimme die Worte hervor: ich bin sehr unglücklich! Aber da unser Geheimniß das Wohl meines ganzen

Lebens bestimmt, so verargen sie es meiner Mutter nicht, wenn sie den edelmüthigen Mann, dem sie sich anvertrauen will, erst näher kennen zu lernen wünscht.

Mit dieser sanften lieblichen Stimme hätte sie mir das Herz aus der Brust hervorgezaubert. Ich stand vor ihr, wie vor einem segnenden Gnadenbilde, dem sich die Seele bis in die tiefsten Falten öffnet. Die Mutter ging jetzt hinaus, und nun hob ein nicht alltägliches Gespräch unter uns an. Ich weiß nicht, Mademoiselle, sagte ich endlich, wie Sie um einen Beschützer haben verlegen seyn können. Jeder Mensch, dünkt mich, müßte Ihre Vertheidigung mit Freuden übernehmen.

O nein, mein Herr! sagte sie schnell und ein wenig unwillig: Sie sollten nicht schmeicheln! — Ihr Ton war so ernst, daß ich erschrack. Ich versicherte ihr, daß ich nie schmeichelte, und wurde nun behutsamer. Man erkundigte sich beim Abschiede, wo ich wohnte, und bat mich, zuweilen auch ungerufen zu kommen.

Als ich auf meinem Zimmer war, lief die ganze Begebenheit noch einmal durch meinen Kopf. Ich

gab der Alten die Miene einer Kupplerin, und dem Mädchen, ob es gleich wie die Unschuld selbst aussah, das Gesicht einer hübschen Buhlerin. Beide, glaubte ich, hätten Lust, mich als einen erst vor Kurzem angekommenen Fremden, den sie vielleicht für reich hielten, auszuplündern. — Auf einmal schwebten mir allerlei Märchen vor von den Künsten und Betrügereien großer Städte. Doch das Billet war ja augenscheinlich nicht auf mich berechnet, und konnte das auch nicht seyn, da sich in der Allee, wo ich den Böhmischen Knaben antraf, sehr viele Menschen befanden. Dort konnte es ein Greis, ein Frauenzimmer, oder wohl gar der Polizeiminister finden. Gewiß hatte man es also nicht bestimmt für mich geschrieben: das war augenscheinlich. Was aber nun weiter?

Mlle. Solden war vielleicht das schönste Mädchen in ganz Wien, und es konnte ihr nicht an Anbetern fehlen, wenn sie die haben wollte. Und dennoch! — Nun stand sie aber wieder vor mir, mit den schönen blauen Augen, und der himmlischen Unschuld in dem lieblichen Gesichte. Dann sah ich, wie sie die schönen runden Arme bei ihrer Nähterei

bewegte,

bewegte, und wie sie die feinen Lippen öffnete. Auf einmal sprang ich auf, und rief: ich wollte, der erste Minister wäre ihr Feind, damit ich ihr zeigen könnte, wie viel ich für sie zu thun Muth genug habe. Ich ging aus, um ihr das zu sagen, lief vor ihrem Hause ein Paarmal auf und ab, und — es fehlte mir an Muth, hinein zu gehen.

Ich fing an zu bemerken, daß ich in das Mädchen verliebt war, und schämte mich, daß ich — ein Philosoph! — mich so schnell in einen schön geformten Hals, in ein Paar rothe Lippen, in ein Paar blaue Augen, in eine liebliche Stimme, hatte verlieben können. Nun ging ich geschwind wieder nach Hause, setzte mich vor eine Aufgabe aus der höhern Analysis, lös'te sie glücklich auf, und nahm dann vor mir selbst die Schlafmütze ab, weil ich mich so brav gehalten hatte. Ich stieg in mein Bett, als ob es der Fluß Lethe wäre; doch nach zwei oder drei Minuten fand ich, daß ich, trotz der Auflösung, dennoch herzlich verliebt war: denn ich träumte von weiter nichts, als was ich für das Mädchen alles thun möchte, könnte und wollte.

Am folgenden Morgen war ich so vernünftig, daß ich meine Schlafmütze beinahe wieder vor mir selbst abgenommen hätte. Indeß merkte ich doch an meinem raschen Ankleiden, daß es mit meinem Triumphe eben nicht sonderlich stand. Ich zögerte, und ging endlich einen ganz andern Weg, als den nach der Leopoldsgasse; doch auf einmal kehrte ich um, und stieg die zwei Treppen zu der Madame Solden so stolz hinan, wie im alten Rom ein Triumphator die Treppen zum Kapitol.

Vor der Thüre sagte ich unter starkem Herzpochen: wenn ich nicht so kalt bin wie Eis, so will ich nie wieder auf den Namen eines Philosophen Anspruch machen. Ich pochte, machte auf, und — verursachte grose Verlegenheit. Mamsell Solden war so eben beim Ankleiden, und ich sah ihre weißen Schultern, die sie aber sogleich durch eine Enveloppe meinen Augen wieder entzog.

So früh, mein Herr? fragte die Mutter. — „So früh?" wiederholte ich erstaunt, zog meine Uhr hervor, und — stand da, als würde ich von der ganzen Welt verspottet. Es konnte noch nicht sechs geschlagen haben. Ich heftete meine Augen auf die

Uhr, und empfand mit großer Beschämung, daß ich ein verliebter Geck war.

Diese Beschämung kühlte meinen Eifer sehr ab. Ich maulte, als hätten die beiden Frauenzimmer meine Narrheit verschuldet, und war in der That im Begriff, ihnen recht trocken zu sagen, daß ich mich mit ihren Sachen nicht abgeben könnte. Doch in eben dem Augenblicke, da dieser Entschluß in meiner Seele auf- und abging, kam die weiße schöne Hand des Mädchens mit den zarten Fingern unter meine Augen, und bot mir eine Tasse Thee. Ich nahm die Tasse zitternd, und wir sprachen nun von dem schönen Morgen, von einem Spaziergange, den Mutter und Tochter hatten machen wollen, und für den ich mich ihnen sogleich zum Begleiter anbot.

Wir gingen, als das schöne Mädchen sich in einem Nebenzimmer vollends angekleidet hatte. Ich war nicht kalt wie Eis, sondern glühend wie eine Flamme; und dennoch fand ich sogar im Gehen, als ihr weißer Arm auf dem meinigen ruhete, noch immer Gründe, mir den Namen eines Philosophen zu retten. „Wenn nur," dachte ich, „ein Anderer an meiner Stelle wäre: das schöne Mädchen, hier

in dem schmalen Gange, so nahe an ihn gelehnt, daß ihre Schultern ihn berührten, und daß die schönen braunen Locken zuweilen auf seine Schultern fielen —; ich möchte doch sehen, ob er in dieser Lage noch seine Selbstbetrachtungen anstellen könnte!"

Von ihrem Unglücke, und von dem, was ich thun sollte, hörte ich nicht ein Wort. Wir philosophirten, im Augarten hin und her gehend, über Tugend, Glück, Freiheit, Empfindung u. s. w., bis die Sonne höher stieg. Als ich sie dann auf ihr Zimmer begleitet hatte, verließ uns die Mutter; und nun erbot ich mich mit einer unbeschreiblichen Wärme, mit einer Art von Begeisterung, zu jeder Hülfe, die in meinen Kräften stände. „Ich wünschte," sagte ich, „Ihr Verfolger wäre sehr mächtig, damit ich Ihnen zeigen könnte, daß meine Freundschaft für Sie noch mächtiger ist."

Sie antwortete lächelnd: ich hatte vor einigen Jahren hier am Arm eine Wunde, wovon Sie die Narbe noch sehen. — Sie hielt mir den Arm so nahe vor die Augen, daß ihn mein Athem be-

rührte; dann fuhr sie, ohne meine Verwirrnug zu bemerken, ruhig fort. Mein Wundarzt sagte: ich wünschte, Sie hätten den kalten Brand am Arme, damit Sie sähen, daß ich in der Chirurgie etwas gethan habe. Er wollte mir gewiß nichts Böses wünschen, so wenig wie Sie, sondern mir wohl nur Muth machen, weil mich die Wunde ängstigte. — Auf einmal wurde ich kalt wie Eis. Ich warf einen forschenden Blick auf das Mädchen, und mich durchlief mit einem starken Frösteln der Gedanke, ob sie wohl gar über mich spotte; doch ihr Gesicht war ruhig, harmlos und freundlich. Verliebt ist sie nicht! dachte ich bei einem unterdrückten Seufzer.

Man bat mich zu Tische, und ich blieb. Das Gespräch fiel auf Lektüre, und nun sah ich mit Erstaunen, daß Mlle. Solden sehr viel Geist hat, und daß ihre Erziehung vortreflich gewesen seyn muß. Je mehr ich beobachtete (und ich war kalt genug geworden, das recht aufmerksam thun zu können), desto mehr nahm meine Verwirrung zu, desto räthselhafter wurden mir Mutter und Tochter: denn von ihrem Unglücke war gar nicht mehr

die Rede, so oft ich auch das Gespräch dahin zu leiten versuchte.

Ich ging endlich ohne Besonnenheit, ohne Entschluß, aber — mit der heißesten Liebe im Herzen. Jetzt dachte ich an die nahe Rückkehr meines Oheims mit Schrecken, und an meine Cousine mit Schauder. Ich fühlte bestimmt, daß ich unglücklich seyn würde, wenn dieses räthselhafte, wunderartige Mädchen mich nicht liebte; und dennoch schien mir alles so seltsam, daß ich gegen Mutter und Tochter auf meiner Hut zu seyn beschloß.

Das nächste Mal, als ich bei ihnen war, übergab mir die Mutter ein Pack Schriften, und bat mich, sie bis zur Rückkehr ihrer Tochter, die ausgefahren sey, zu lesen, und meine Meinung darüber aufzusetzen. „Sie werden das seltsam finden," sagte sie: „doch der Inhalt dieser Schriften geht uns näher an, als Sie wohl glauben mögen." Mit diesen Worten ging sie in ein kleines Nebenzimmer, wo ich sie durch die Glasthür bald mit einer Arbeit beschäftigt sah.

Mit großer Begierde fiel ich über die Schriften her, weil ich hoffte, daß sie mir endlich das Schicksal des geliebten Mädchens, und meine Hoffnungen enthüllen würden. Ich fand erstlich einen kleinen Roman in Briefen, über dessen Charaktere ich mein Urtheil sagen, und dann die Akten eines Ehescheidungsprozesses, über die ich mein Gutachten geben sollte. Der Roman enthielt die Geschichte einer lebhaften, doch endlich unter Kälte, Mißverständnissen und Zwistigkeiten verschwundenen Liebe zweier Eheleute. In dem Glauben, dies sey die Geschichte der Mlle. Solden selbst, nahm ich die Feder (freilich mit einem zweifelhaften, mißtrauischen Lächeln), und schrieb — denn jetzt war ich Philosoph genug, um kalt und sogar derb zu seyn — mein Urtheil über beide Eheleute. Dem Manne hatte es an eigentlicher Humanität gefehlt, die das Gute, das Recht will, wenn es auch nicht mehr angenehm ist; der Frau an Toleranz gegen die Fehler des Mannes.

Daß ich mit der Feder in der Hand bei diesem Romane saß, fand ich sehr komisch, und ich mußte ein Paar Mal laut auflachen. Die Mutter sah

mich durch die Glasthür an, und blieb sehr ernsthaft.

Jetzt nahm ich den Scheidungsprozeß vor. „Bin ich denn ein Jurist?“ dachte ich. „Was brauche ich mich also um Förmlichkeiten zu kümmern?“ Ich nannte den Advokaten des Mannes einen Schurken, weil er die Mißhandlungen der Frau gut hieß; dann griff ich die Erziehungsmethode an, die der Mann für seine Kinder gefodert hatte. Die Erziehungsgrundsätze der Frau fand ich nicht besser; und hier, lieber Freund, war ich so recht in meinem Fache. Ich schrieb das System der Erziehung, welches schon lange in meinem Kopfe lag, mit einem warmen Herzen nieder, dachte mir das schöne Mädchen, das jetzt wieder zu Hause war und neben der Mutter im Cabinette arbeitete, als Mutter des Kindes, und blickte von Zeit zu Zeit mit inniger Sehnsucht durch die Glasthür auf sie hin. Mein Herz erwärmte sich, und zuweilen trat eine Thräne in mein Auge, wenn ich mir an der Brust des schönen Mädchens ein Kind dachte, dessen Vater ich wäre.

Auch sie schien durch irgend eine Idee gerührt: sie drückte zuweilen einen Finger in ihr Auge, vielleicht um eine Thräne wegzuwischen, die ich nicht sehen sollte, oder auch — eine herauszudrücken, daß ich sie sähe.

Als ich fertig war, und nun anfing meine Arbeit noch einmal durchzulesen, fand ich meine Lage wieder so seltsam, daß ich nicht aufhören konnte zu lachen. Mutter und Tochter kamen zu mir, und fragten, was mir sey. Noch immer lachend gab ich zur Antwort: „nach Ihrem Billet war ich auf Thaten, auf Muth gefaßt; nun aber brauche ich nichts als Worte und schnelle Finger, um einen Roman und Akten zu kritisiren.

Sie lächelten Beide; und nicht lange, so lachten sie noch lauter als ich. Nun wurde ich aber sehr ernsthaft. Ich durfte lachen; sie nicht, in der That nicht! Ich sah Beide mit finstern, sorgenden, spähenden Blicken an. Die Mutter konnte erst gar nicht wieder aufhören zu lachen. Die Tochter sagte ernsthaft: ich sehe in Ihren Blicken Mißtrauen; und das wäre das Schrecklichste, was mir begegnen könnte. Ja, ich hätte

nicht lachen sollen; aber ist das Lachen nicht ansteckend? Michelino's lachende Bauern kann ja Niemand ohne Lachen ansehen! . . . O, mein Freund — sie legte die Hand auf ihr Herz, und sah mich mit Taubenaugen an —: können Sie Mißtrauen in dieses Herz setzen?

„Nein!“ sagte ich, wie außer mir, und drückte ihre Hand an meinen Mund: „nein! diesen Augen will ich trauen, und ließen sie mich auch in mein Verderben stürzen! Könnte dieses Herz meiner spotten: guter Gott, wohin sollte dann die Treue, die Arglosigkeit fliehen! wohin dann das Vertrauen sich verbergen! Sie sah mich an mit Blicken — o, hätte ich je ein Auge voll Liebe gesehen, so könnte ich vielleicht sagen: mit Blicken der Liebe. Ich war entzückt; doch nicht lange, so wurde ihr Auge wieder ruhig. Sie hatte noch einen Gang zu machen, und ich verließ sie. Heute habe ich sie nicht angetroffen.

Mein Oheim ist hier. — Wohin wird das am Ende führen? Hast du je etwas Seltsameres gesehen? Ist sie die Frau in dem Roman? ist sie die Geschiedene in dem Prozesse? Das scheint mir bald ge-

wiß, bald wieder unmöglich. Und mein Oheim? Ich weiß noch nicht, ob ich ihn sehen werde. Alles steht wie ein Unglück prophezeihendes Dunkel vor mir, und ich zittre, es zu erhellen. Leb wohl!

2.

Der Oheim Breisach an den Vater Breisach.

Wien.

Anfangs, lieber Bruder, hatte ich unsre Nichte Julie so weit gebracht, daß sie den Candidaten ihrer Hand wenigstens sehen wollte. Ich hielt lange Lobreden auf deines Sohnes christliche Tugenden, weil nur die bei Julien, ihrer Mutter und der Tante gültige Münze sind. Nebenher ließ ich denn auch einzelne Worte von seiner edlen Gestalt, von seinem Muthe, seinen blitzenden Augen und seinem Feuer mit einfließen, um dem Mädchen unsern Helden ein wenig interessant zu machen. Wir hielten die drei Weiber für grillenvolle Närrinnen. Das sind sie wohl nicht, ob ihnen gleich Grillen von be-

sonderer Art im Kopfe stecken, worunter auch die gehört, daß Julie durchaus einen Mann haben will, der nicht ihr Geld heirathet.

„Wie aber das anfangen, liebstes Julchen?“ fragte ich. — Sie lächelten alle drei, als wären sie ihrer Sache sehr gewiß. Es müßte, sagten sie, ein verständiger Mann seyn, der nicht nur gut wäre, sondern auch vernünftige Grundsätze hätte.

„Und wie das erfahren, liebstes, goldenes Julchen?“ fragte ich wieder. — Wir werden ihn recht ordentlich examiniren! antworteten sie.

„Gott bewahre! welcher Mann wird sich das gefallen lassen!“ Sie lächelten, als ob sie den Mann zum Examen schon im Nebenzimmer sitzen hätten. Nun erhob ich denn aber meine Stimme, und versetzte mich erst selbst in Begeisterung, um von deinem Sohne zu reden. Wie gesagt, sie hatten Lust den Wundermann zu sehen; da schob aber der böse Genius deines Sohnes einen Remonte-Transport zwischen seine Reise hieher. Jetzt, nach einigen Wochen, kommt der Bursche doch; er sieht aber so zweideutig aus, und seine gute Laune ist so ganz dahin, daß ich ihm auf den Kopf zusagen möchte, er

habe so wenig Lust zu seiner Cousine, als sie zu ihm. Indeß nachdem ich ihm Himmel und Hölle vorgestellt habe, scheint er sich endlich doch zu ergeben; allein er brummt noch immer im Hause umher, schilt auf das Schicksal, das einem ehrlichen Kerl nicht erlaube, Ehemann und Vater zu werden, wenn er nicht zwanzig tausend Thaler habe, besinnt sich mit jedem Morgen anders, erklärt seine Cousine für eine Närrinn, runzelt die Stirn, seufzt, ist empfindlich, zerstreut, und läuft wie ein Narr die Stadt auf und ab, als wenn er Spion der Polizei wäre. Kurz, er ist verliebt, und nicht in seine Cousine.

Endlich giebt er nach, weil er sich entweder zu hoch hinauf oder zu tief hinunter verliebt hat. „Gut," sagt er; „ich will der Cousine meine Hand geben!" Ich fahre hinaus; und siehe da! Mutter, Tante und Tochter erklären mir, daß sie mit meinem Neffen nichts zu thun haben wollen. Julie erröthet dabei bis an die Ohrzipfel. Ich rede wie ein Cicero, ich gerathe in Hitze, in Begeisterung; die Weiber werden aber nur desto kälter. Endlich fange ich an zu fluchen, und nun erklären sie mir: Juliens Hand

sey halb und halb versagt; der Neffe kommt zu spät. — Da hast du das Elend! Die Remonte und das verliebte Geziere deines Sohnes sind Schuld daran. Adieu.

3.

Die Tante an Juliens Mutter.

Wien.

Ich kann dir mehr schreiben, liebe Schwester; und wenn der Schwager Breisach kommt, so magst du ihm unbedenklich in Juliens Namen den Korb für seinen Neffen geben. Unser Steinhausen hält sich sehr gut, und Julie hat mir, freilich nur im engsten Vertrauen, gestanden, daß seine edle Gestalt und sein muthiger Blick wenigstens eben so tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht haben, als die Scene mit dem Bettelknaben, wobei er sich in der That sehr menschlich und großmüthig benommen hat. Aus den lauernden, forschenden Blicken die er auf uns warf, vermuthete ich Anfangs, daß er uns im Posthause gesehen, oder daß der Knabe aus Prag die

Sache mit dem Billet im Augarten nicht fein genug gemacht hätte; ich glaube indeß, daß ich mich geirrt habe, obgleich seine Blicke seitdem noch lauernder geworden sind.

In dem Examen, das wir mit ihm anstellten, bestand er sehr gut. Seine Urtheile über den kleinen Roman sind sehr menschlich, und die über die Scheidungssache sehr verständig. Ein wenig zu viel Stolz auf den Namen Mann, schien mir daraus hervor zu leuchten. Du weißt, liebe Schwester, wie tyrannisch die Männer, und wie unglücklich die Weiber durch diesen Stolz oft werden. Ich machte Julien aufmerksam darauf; sie behauptete aber mit einer mehr als gewöhnlichen Lebhaftigkeit: der Mann müsse seinen Werth und die Würde seines Geschlechtes fühlen. Daraus schließe ich denn, daß es dem jungen Menschen gelungen ist, einen tiefern Eindruck auf Juliens Herz zu machen, als sie gern gestehen will. Er ist übrigens mit seinem Geburtsorte, seinem Stande und seinen Aussichten eben so geheimnißvoll gegen uns, als wir gegen ihn. Das verdrießt Julien, und sie will mir nicht zugeben, daß er daran nicht Unrecht thut. „Liebe Tante,“

sagt sie eifrig, „wenn er mich liebt, wie Sie glauben, so sollte er kein Mißtrauen haben. Wer nicht trauet, will betriegen, oder hat betrogen.“

Trauen wir denn, mein Kind? frage ich dann; und sie schweigt, ohne mir Recht zu geben. Glaube mir, liebe Schwester, ich sehe bei dieser Gelegenheit aufs neue, daß das Herz seine großen Rechte hat; und wer weiß, ob es nicht wenigstens eben so viele Ansprüche machen darf, als der Kopf! Steinhausen ist ein fester, stolzer Mann. Das stand nicht in dem Verzeichnisse der Tugenden, die wir von Juliens künftigem Manne foderten; und doch funkelt ihr Auge, doch pocht ihr Herz voll Freude, wenn sie triumphirend sagt: „wie stolz er ist! wie männlich!“ Glaube mir, sie würde ihm manche üble Eigenschaft zu gute halten, wenn er sie nur mit trunkenen Blicken betrachtete; sie würde ihm einen wirklichen Fehler verzeihen, wenn nur seine Liebe noch heißer wäre.

Zwar ließe sie es sich um alles in der Welt nicht merken, daß er ihr Herz gewonnen hat; doch ihr Erröthen, ihr Verlangen, ihre Sehnsucht, wenn er ausbleibt, sagen mir genug. Ich glaube in der

Thar

That, gute Schwester, wir haben bei Julien das Herz zu sehr herunter gesetzt. Sie schämt sich jetzt, ein so volles Herz zu haben, und leugnet es mir fest ab. Eben darum zieht sie die Komödie, die doch am besten jetzt ausgespielt würde, in die Länge; ich soll glauben, ihr liege an der Beendigung nichts.

Ich fürchte nur, der junge Mann, dem wir nicht sagen, was wir von ihm wollen, und dem Julie nicht gestehen will, daß sie ihn liebt, wird nicht wissen, wofür er uns halten soll. In der That fängt er an, uns zuweilen mit einer gewissen Nachlässigkeit zu behandeln, die unser räthselhaftes Benehmen verdient, von der aber Julie gar nichts merkt, weil die Liebe sie blind macht.

Ich kann errathen, was in ihrem Herzen vorgeht. Sie sieht sich mit Schwärmerei, mit einer Begeisterung geliebt, die ihr, wie jedem Mädchen, der höchste Triumph ist; und sie sieht sich geliebt, ohne Gegenliebe gestanden zu haben: ein zweiter Triumph, der ihr wohl gefällt, weil auch die beste von uns ihr Maß von Eitelkeit hat. Sie verbirgt ihre Liebe, Theils aus Scham vor mir, Theils aus Eitelkeit gegen den Geliebten. Auch mögen wohl

diese Empfindungen ihrem Herzen so neu seyn, daß sie die Natur derselben verkennt. Etwas aber weiß die kleine Heuchlerin doch gewiß. Nun will sie mit ihrer unschuldigen Miene ihren Triumph verlängern, vergrößern. Der junge Mensch soll sie fort lieben, nnd ihr die offenbarsten Beweise von seiner Leidenschaft geben, ohne der Gegenliebe gewiß zu seyn. Wäre sie unter andern Mädchen erzogen, und kennte sie die Künste der Buhlerei, so würde sie ihren Geliebten gewiß mit üblen Launen quälen; denn alle die kleinen Künste, welche die Natur lehrt, braucht sie so gewandt, als wäre sie zehn Jahre in Amors Schule gewesen.

Ja Schwester! ich habe Recht, daß die Natur alle Mädchen der Erde ein wenig zum Kokettiren bestimmt hat. Julie behandelt den jungen Mann mit Güte, mit Achtung, mit warmer Freundschaft; aber doch wacht sie über jeden Blick, über jeden Seufzer, und verbirgt sich. Mit Einem Worte: sie ist ein Mädchen.

Bald lobt sie seinen Verstand, bald seinen Witz, seine Sitten, seine Grundsätze. Die Leidenschaft hat sie übrigens nicht so sehr verblendet, daß sie

seine Sitten nicht höher, als seinen Verstand, und seine Grundsätze nicht höher als seinen Witz, achten sollte, wie das meistens der Fall ist. Sage ich ihr aber: nun denn, Julie! so hast du ja den Mann gefunden; den wir zu finden beinahe verzweifelten; dann antwortet sie lächelnd: „ach, Tante! wir müssen noch viel wissen, ehe wir —"; und dann schlägt sie beschämt den Blick zu Boden. — Was willst du denn noch wissen, Julie? — „Ob er mich achtet, ob er Wohlwollen für mich hat; ob er . . . denn ein gewisser Grad von Neigung gehört doch, glaub' ich, mit zu einer guten Ehe."

So geht es täglich und stündlich. Was soll, was kann der junge Mann, den wir um Hülfe bitten wollten, und dem wir nichts zu sagen wissen, am Ende von uns denken! Ich dächte, du kämest, du setztest deiner Tochter das Köpfchen zurecht, und sagtest dem Vetter Breisach ein recht deutliches Nein auf seine Anträge; denn Julie liebt gewiß.

4

Der junge Breisach an seinen Freund.

Wien.

Ich bin betrogen, Freund! betrogen, wie noch nie ein Mann auf der Erde! O, wären diese beiden falschen Weiber Männer, daß ich sie — Ich knirsche mit den Zähnen vor Grimm, daß ich nichts thun kann, und ihren Spott, ihr Hohngelächter hören muß, ohne mich rächen zu dürfen. Mein Daseyn, mich selbst möchte ich hassen, daß sich in meine gerechte Begierde nach Rache noch immer Liebe zu dieser Schlange mischen kann. O, ich habe sie so heiß, so innig, so treu geliebt; und dennoch hat sie mich betrogen!

Ich besuchte die beiden Weiber täglich, ob sie mir gleich mit jeder Stunde räthselhafter wurden. Von einer Hülfe, die ich ihnen leisten sollte, war nicht mehr die Rede. Ich merkte etwas Heimliches, Verstecktes an ihnen, ging aber gutmüthig darüber hin. In meiner Lage blieb alles unverändert; man betrug sich freundlich gegen mich, nichts weiter.

Aber, was augenscheinlich war, man wollte mich über meinen Stand, über mein Vermögen ausholen. Ich blieb auf meiner Hut, ob ich gleich die Bosheit noch nicht ahnete, welche die Herzen dieser Weiber vergiftet. Zu meinem Oheim ging ich nicht; denn was sollte ich ihm sagen? — Daß der Name Solden angenommen war, merkte ich zuletzt. Aber was konnte ich aus dem Allen machen? —

Endlich begegne ich zufälliger Weise meinem kleinen Prager. Ich erkundige mich nach seinen Eltern, und höre, daß der Vater hier ein Unterkommen gefunden hat. Er muß mich zu seinen Eltern hinführen, und ich werde mit froher Dankbarkeit aufgenommen. Nach einiger Zeit bittet mich die Mutter um Verzeihung wegen des Billets, das ihr Sohn mir zugespielt habe. Und nun höre ich, daß der Knabe von den beiden Frauenzimmern den Auftrag dazu gehabt hat. Er läßt es, als er neben mir steht, fallen, und hebt es dann wieder auf. (Die beiden Frauenzimmer sind mit mir zugleich in dem Posthause gewesen, wo ich den Knaben kennen lernte.)

Auf einmal war mir alles hell. Ich hatte mich der Familie mit großer Weichherzigkeit angenommen, und der kranken Frau meine ganze Börse gegeben. Auf diese Freigebigkeit (denn sie hatten sich bei der Kranken nach allem, was mich betraf, erkundigt) bauen sie den Plan, mich an sich zu ziehen und auszuplündern. Ich komme. Man findet endich, daß ich zu arm bin, und so werde ich, was sie aus mir machen können: die Zielscheibe ihrer Unterhaltung, ihres Spottes. Man läßt mich Romane und Prozesse kritisiren, und hat sich über den gutherzigen Thoren, der gar nichts merkt, ohne Zweifel herzlich satt gelacht. Die Pragerin bestärkte mich noch mehr in meinem Argwohn; denn sie hatte auf der Reise hieher, die sie mit den beiden Frauenzimmern zugleich machte, und wobei diese immer dicht hinter meinem Wagen blieben, um mich ja nicht aus den Augen zu lassen, in einem Gespräche zwischen ihnen gehört, daß sie mich als einen guten Fang betrachteten.

Jetzt erzälte auch der Knabe, was er wußte, und machte meine wahrscheinliche Vermuthung zur Gewißheit. Als er ihnen ein Tuch hinbringt, das sie

der kranken Frau geliehen haben, geben sie ihm den Auftrag mit dem Billet. Die Mutter sagt der Tochter: sie solle ja recht kalt thun. Dieser Worte wußte sich der Knabe ganz genau zu erinnern. Sieh, so hat man mich betrogen!

Ich bin bei meinem Oheim gewesen. Er fing gleich damit an, daß er von meiner Cousine erzählte, und von der Hoffnung, die er habe, die Verbindung mit ihr zu Stande zu bringen. Kaum konnte oder mochte ich ihm antworten. Und darf ich denn meiner Cousine ein Herz bieten, das noch immer das Andenken einer Verächtlichen so ganz erfüllt? — Tag und Nacht schweife ich mit meiner Phantasie in dem Reiche der Möglichkeiten umher, weil ich sie gern weniger strafbar fände; doch ermattet, und noch erbitterter, kehre ich wieder zurück. — O, wenn in dem Herzen dieses Mädchens nur ein Funke von Tugend, von Menschlichkeit wäre; meine Liebe, meine Treue hätte ihn zu einer Flamme aufblasen müssen!

Wehe mir! und wehe ihnen! — Ja, wehe ihnen!

Heute bin ich zum letzten Male bei ihnen gewesen. Ich wollte Rache, die glühendste Rache. Mein Herz brannte; und dennoch löschte ihr heuchlerischer Blick die Flamme des Zorns, die so heiß darin loderte. Etwas mußte ich doch thun! Ich schmälerte ihren Triumph, mich überlistet zu haben. Sie überhäuften mich mit Vorwürfen, und ich floh! weil ich fühlte, wie schwach ich wurde.

Meine Cousine schlägt meine Hand aus; sie hat schon gewählt. Desto besser! O, kann ich je wieder ein Weib anders, als mit Verachtung und Haß ansehen, da mich das Mädchen betriegen konnte, das ich von allen zuerst, und so innig, liebte?

Ich kehre wieder in meine Garnison zurück. Mein Oheim will, ich soll noch bleiben; aber ich kann nicht.

5.

Die Tante an Juliens Mutter.

Wien.

Julie hatte Recht, liebste Schwester, daß sie zögerte; ein guter Geist befahl es ihr. Wie unglück=

lich würde sie jetzt seyn, wenn sie das Räthsel aufgelös't hätte! Sie wäre dann die Beute eines Bösewichts; jetzt ist sie doch nur der Raub einer unglücklichen Liebe. Er besuchte uns täglich; dann blieb er einige Tage aus. Gestern kam er wieder; sein Wegbleiben hatte auf Julien gewirkt. Sie verrieth gegen mich sehr deutlich, wie sehr sie den Menschen liebte, und an einigen Aeusserungen merkte ich sogar, daß sie beschlossen hatte, ihr Stillschweigen gegen ihn zu brechen. Als er in das Zimmer trat, ging sie ihm freundlich entgegen. In seinen Augen lag etwas Wildes, auf seiner Stirn ein Zug von Falschheit, und auf den Lippen, die er zum Lächeln zwang, ein boshafter Triumph; Julie sah aber von dem Allen nichts.

Ich bemerkte, daß sie einen Uebergang suchte, um auf das Geheimniß zu kommen. Sie drang mit einer Art von Heftigkeit in ihn, Vertrauen zu ihr zu haben. O, ihre Liebe muß sehr groß seyn, daß sie gar nicht sah, wie hämisch sein ganzes Gesicht auf einmal wurde. Jetzt aber brach seine lange verhehlte Bosheit endlich ganz hervor. Er faßte ihre Hand, und sagte hönisch lachend: „Mlle. Solden

(wenn Sie anders so heißen), es wird wohl endlich einmal Zeit, daß wir gegenseitig die Masken, die uns belästigen, abnehmen. In der That, wir haben sie lange und künstlich genug getragen, um uns nun einander zu zeigen, wie wir eigentlich sind. Sie hielten mich für einen reichen dummen Teufel, den Ihre hübsche Larve und Ihr Geschwätz von Tugend außer sich bringen würden. Ihr Billet ist durch den bettelnden Knaben richtig in meine Hände gekommen. Sie sehen also, daß ich Sie von Anfang an kannte, und daß Sie Sich irrten, wenn Sie über meine Einfalt lachten."

„Ganz hatten Sie indeß nicht Unrecht. Ihre schöne Gestalt hat wirklich einen recht angenehmen Eindruck auf mich gemacht, schon vom Posthause her; und ihr Billet gab mir nun das Mittel, mit Ihnen bekannt zu werden, wie ich es wünschte. Sie warfen das Netz aus, und ich ließ mich fangen." (Er lachte.) „Wir haben, wie es scheint, unsre Zeit und unsre Mühe übel angewendet. Sie wollen die Tugendhafte fortspielen; ich aber — ich brauche meine Zeit zu etwas Besserem, als an der Seite einer Dame von Ihrer Art der Tugend

Loblieder zu singen. Lassen Sie uns also ohne Weitläuftigkeiten zur Sache kommen, oder uns freundschaftlich trennen!"

Schwester, du hast keinen Begriff davon, welche fürchterliche Wirkung diese Anrede auf uns that! Julie erblaßte, sank zitternd in einen Stuhl, und legte die bebenden Hände auf das bleiche Gesicht, um nicht zu sehen, nicht gesehen zu werden. Sie war in der That in einem höchstmitleidenswürdigen Zustande, so daß ich eilen mußte. Ich sagte mit einer Fassung, die mir viel kostete: Sie sind ein Bösewicht, mein Herr! Verlassen sie uns, oder wir werden Hülfe rufen! — „Das thun Sie ja nicht, Mütterchen!" sagte der abscheuliche Mensch ganz kalt und mit einer fürchterlichen Bosheit in den Augen; „die Polizei ist hier streng."

Jetzt stand Julie auf, trat stolz vor ihn hin, und sagte mit dem edelsten Unwillen: mein Herr, ich habe mich fürchterlich in Ihnen betrogen. Sie wissen nicht einmal, wie fürchterlich! Aber ich danke Gott, daß er mich den Heuchler nicht zu spät entdecken ließ.

Nun wurde der Mensch zornig, und das war mir lieb, weil er vorher bei seiner Kälte gar nicht anzugreifen war. „Heuchler?“ sagte er: „Heuchler? Treiben Sie mich nicht weiter, Mademoiselle! Ich könnte Sie sonst verderben!“

Elender Mensch! sagte Julie. Verlassen Sie uns! Sie sind mir jetzt verächtlich!

Er schien noch etwas sagen zu wollen, besann sich aber, lachte laut, und verließ uns mit einer nachlässigen Verbeugung. Ich setzte mich nieder; denn ich war angegriffen. Julie ging noch ein Paar mal rasch das Zimmer auf und ab. Endlich blieb sie stehen, und sagte mit aufgehobenen Händen: „ich danke Gott, daß er mich warnte und rettete. Wofür, liebe Tante, hielt mich der Mensch? Und hatte er nicht Recht? Guter Gott, ich vergehe vor Scham. Wir locken ihn durch ein Billet . . . O Gott! von dem ersten Augenblicke an hat er mich für das verächtlichste Geschöpf gehalten. Sein Edelmuth war eine Posse, die er mit uns spielte. Und doch — noch immer begreife ich nicht, warum er sich erst jetzt erklärt hat. Welchen Plan konnte der Bösewicht mit mir haben?“ So ergossen sich

Juliens Empfindungen erst in Vorwürfe gegen sich selbst, und in Zorn über den Unverschämten. Nach und nach kam sie zu ruhigen Ueberlegungen. Mir sowohl als ihr bleibt das Betragen des Menschen unerklärbar. Du hättest nur die unverkennbaren Zeichen der ehrerbietigsten Liebe an ihm sehen sollen! Wahrscheinlich wollte er Julien, weil er sie als eine ganz leichte Beute ansah, verführen, und zuletzt nur beschimpfen. Ach, ihm ist mehr gelungen, als das, liebe Schwester! So sehr Julie den Charakter des Menschen auch verachtet — sie liebt ihn dennoch.

Es war eine rührende Scene, als sie mir das am Abend spät mit heißen Thränen gestand: Endlich brach sie sogar in versteckte, und eben darum desto schwerere Vorwürfe gegen uns Beide darüber aus, daß wir sie zu dieser Mummerei verleitet hätten. Sie erinnerte sich der Worte ihres Oheims Breisach, der einmal behauptete: Das Herz muß den Mann wählen, die Vernunft nur die Wahl beurtheilen; denn die Liebe bedeckt tausend Fehler, aber die Vernunft kann keinen Irrthum ver-

bessern.“ Das wiederholte sie oft; und — hat sie ganz Unrecht?

Wie sie nun ist — am folgenden Morgen stand sie ruhig auf. und sprach bald mit sehr vieler Fassung von ihrer Liebe zu dem Betrieger. Sie war aber entschlossen, den Fehler wieder gut zu machen. Und wie? fragte ich. „Ich werde meinen Cousin heirathen, wenn er ein Mädchen mit einem halben Herzen will. Vielleicht kann ich ihn nie lieben; doch immer werde ich meine Pflichten gegen ihn erfüllen.“

Morgen früh reisen wir von hier ab. Sie will ihren Oheim noch sprechen, und schreibt in diesem Augenblick an ihn.

Onkel Breisach ist hier gewesen, und sie hat ihm alles entdeckt. Der ehrliche Mann, dem ich anfange recht gut zu werden, las uns Beiden derb den Text über unsern Einfall, aufs Heirathen auszugehen. „Ich kenne nichts Schlimmeres,“ sagte er, „als ein Mädchen auf Freiersfüßen.. Und hättest du Gänschen nur überlegt, daß der junge

Mensch, dem ihr ein solches Billet schriebt, wenn er auch nicht errathen hätte, daß es auf ihn abgesehen war, nothwendig üble Gedanken von euch bekommen mußte, so bald ihr euch verstecktet und vermummtet . . . Du kannst dem Himmel danken, daß er es nicht schlimmer gemacht hat!" Juliens Einfall, seinen Neffen, den er herzlich liebt, und der vor einigen Tagen hier angekommen ist, zu heirathen, fand er recht gut. „Nur, Julie, bitte ich dich," sagte er ernst: „keine Confidence gegen den Burschen. Er muß dich erst sehen, dann lieben, dann um deine Hand bitten. Ich schenke ihm nichts von der Form, um seines und deines Glückes willen." In einigen Tagen will er den jungen Menschen präsentiren. Schick uns den Wagen, je eher je lieber.

6.

Der Oheim Breisach an den Vater Breisach.

Wien.

Nach Sicht dieses Briefchens läßt du anspannen und kommst. Es haben sich hier seltsame Dinge zu-

getragen. Cousine Julchen geht auf die Freierei aus, und trifft im Posthause, eine Station weit von hier, einen hübschen jungen Menschen, der einem Armen auf eine edle Art wohlthut. Sie denkt: das ist der Mann! und läßt ihm hier ein Billet zuprakticiren, worin sie ihn um Schutz bittet. Der junge Mensch geht bei ihr aus und ein, findet die Sache drollig, hält Julchen am Ende für ein Jüngferchen von gewisser Art, und giebt ihr recht derb den Abschied.

Das Alles erzählte mir Julchen mit Thränen, und versprach nun, deinen Sohn zu heirathen. Ich ging nach Hause, und fragte deinen Sohn, ob er seine Cousine wolle. Der gestand mir denn: er habe in dem Posthause, eine Station von hier, einem Armen etwas geschenkt, und so weiter. Kurz, dein Sohn ist Julchens leibhaftiger Liebhaber. Kaum konnte ich mich enthalten laut aufzulachen. Ich liebe die Betriegerinn noch immer! sagt er; und sie: ich schäme mich, daß ich den verächtlichen Menschen nicht hassen kann!

Nach zwei Tagen ließ ich denn meinen Neffen sich ordentlich auf Freiersfüße setzen, und fuhr mit

ihm

ihm zu Julchen Breisach. Als wir in das Zimmer traten, schrie Julchen auf, und dein Sohn machte ein Paar Augen, so groß wie eine Melone. Ich frage: was ist denn, Kinderchen? Das ist Julchen, deine Cousine; und das Karl, dein Cousin!

Die Tante ruft: um Gottes willen!" zieht mich in eine Ecke, und zischelt mir in's Ohr: „das ist ja der Betrieger!" ich flistere ihr zu: „das weiß ich schon lange." Dein Sohn macht ein sehr einfältiges Gesicht, und raunt mir ins Ohr, „das ist eben das Mädchen!"— Ich antworte wieder leise: „das weiß ich schon lange." Julchen zischelt mir mit zitternden Lippen zu: das ist der Mensch! — Ich antworte: „den du liebst? Ein ehrlicher Kerl ist er, das kann ich dir sagen."

Die Schwägerin stand da, wie auf Eiern, die sie nicht zertreten wollte, und fragte: was soll denn das seyn, Herr Schwager?

Nun sagte ich laut, daß Alle es hörten: „weiter nichts, Schwesterchen, als daß die Beiden da einander ungefähr seit acht Wochen lieben. Der hier geht auf die Freierei aus nach Julchen; die da nach einem ehrlichen Manne. Das Schicksal führt sie Beide zusammen. Er hält sie, als er vor drei Tagen durch den armen Knaben erfährt, daß

ein gewisses Billet wirklich ihm bestimmt gewesen ist, für eine Jungfer, die nach Männern fischt, und glaubt von ihr betrogen zu seyn. Das geht ihm durch den Kopf; nun liest er seiner Cousine den Text, und prahlt, daß Er sie betrogen habe. Sie hält ihn darauf für einen Bösewicht, womit sie ihm aber schweres Unrecht thut."

Jetzt warf die Cousine ihren Blick auf deinen Sohn. Er näherte sich, und kniete vor ihr nieder. Während dessen erzählte ich die ganze Begebenheit noch einmal recht umständlich, und gab der Cousine ein Paar Briefe, die dein Sohn an einen Freund geschrieben, und die ich mir durch eine Stafette hatte kommen lassen. Das Ende vom Liede war denn: sie sanken einander in die Arme, schworen sich ewige Liebe, und baten für die gegenseitigen Beleidigungen um Vergebung.

Komm, Bruder. In vier Wochen ist Hochzeit. Besorge den Abschied für deinen Sohn; denn dienen darf er nicht länger.

Den Burschen aus Prag haben sie zu sich genommen, als den Engel, der sie zusammen geführt hat. Dein Sohn wird also endlich Hausvater, und — ich hoffe zu Gott — ein sehr glücklicher.

II.

Die Treue.

Holmheim.

Ich muß den Schutz meines Oheims theuer bezahlen, lieber Franz. Stände nicht meine gute Mutter mit dem bleichen Gesichte vor mir; schiene sie nicht mit ihrem segnenden, freundlichen Blicke zu sagen: lege nicht noch mehr Gram auf dies zerdrückte Herz, mein Sohn! und hörte ich nicht so oft von meiner guten Schwester: du bist meine Hoffnung, lieber Bruder! — mein Herz würde es nicht aushalten. Glaubst du, der Gedanke an die Güter meines Oheims könnte mich bewegen, auch nur eine Stunde lang den kalten schneidenden Blick des Hasses zu ertragen, mit dem er mich ansieht, und

mit dem er mir vorzuwerfen scheint, daß ich, und nicht sein Sohn, der Erbe seiner Güter und seiner Größe werden muß? Es ist, als sagte er mir: lägest du doch im Grabe, und Er lebte noch! — O, ich habe es fürchterlich empfunden, daß er seinen Sohn verloren hat. Er riß mich aus den Armen meiner geliebten Mutter, schleppte mich aus einem schmutzigen Kloster in das andere, zwang mich alles zu treiben, was mir verhaßt war, und nahm mir alles, was ich liebte, selbst meine Flöte, die ich zuletzt so oft mit Thränen eines stillen wilden Grimms benetzte. Als der Prior sie mir auf Befehl meines Oheims abfoderte, und bei meinen Thränen so hämisch lächelte; da überwältigt mich der Zorn. Ich riß sie aus seiner Hand, zerbrach sie, und schleuderte die Stücke in den Rhein. Nie, sagte ich, soll dies Instrument an eine hohnlachende Lippe kommen; denn meines Vaters heiliger Athem hat es belebt.

Nicht so hitzig, junger Herr! sagte der grinsende Prior. Ich trat an das Fenster, sah meiner Flöte nach, und hätte mit ihr im Strome liegen

mögen. Nun kam ein Brief von meiner Mutter, die mich so rührend bat, doch meine Hitze zu mässigen, und mich des Abschiedes von ihr zu erinnern. Ich hatte damals, vor ihr knieend, und ihre zitternden Hände krampfhaft in den meinigen haltend, feierlich versprochen, keine Beleidigung, keinen Spott, keinen Hohn zu achten, sondern alles zu thun, was mein Oheim von mir wollte; und ich habe mein Versprechen gehalten.

Als sein Sohn starb — bei Gott! meine Mutter weinte über den Verlust des unglücklichen Vaters. Sie mußte zu ihm kommen; mich aber (ich war damals neun Jahr, fast in dem Alter seines Sohnes) ließ sie zu Hause, um seinen Schmerz nicht durch meinen Anblick zu erneuern. Ich wurde zu ihm geholt. So wie ich in den Saal trat, sagte meine Mutter mit ihrer sanften Stimme, die auch den wüthendsten Haß besänftigen müßte: „da ist mein Sohn, der Sohn Ihres Bruders, eine arme Waise, und bittet Sie um Ihren Schutz.“ Er warf einen fürchterlichen Blick auf mich, legte dann beide Hände auf das Gesicht, und sagte:

verhaßter Anblick! In diesem Augenblick zog sich mein junges Herz auf ewig für ihn zusammen. Ich sah ängstlich in dem Saale umher nach einem andern Gesichte, als dem seinigen, und dem bleichen meiner Mutter. Jetzt rief er: betrachtest du dein Eigenthum? O, du würdest dich wohl sehr freuen, wenn noch eine andre Leiche von hier weggetragen würde! — Mit diesen Worten ging er aus dem Saale, und kam nicht wieder. Ich hätte dem Schmerze des Vaters verziehen; aber mußte er mich hassen? Glaube mir, Franz, er würde meinen Tod gewünscht und sich darüber gefreuet haben, wenn ich nicht der letzte Holm gewesen wäre. Dieser Name schützte mich, nicht das Blut seines Vaters und seines Bruders, das in meinen Adern fließt.

Ich reis'te mit meiner Mutter wieder ab, ohne daß er mich sehen wollte. Als ich dreizehn Jahr alt war, nahm er mich ihr weg; und nun gingen meine Leiden an. Seine Empfindung gegen mich ist immer dieselbe geblieben: ein dumpfer Haß.

Die Zeit, die ich in dem engen Kloster zubrachte, war mir dennoch lieber, als wenn ich sie bei ihm hätte zubringen sollen. Glück genoß ich nur in den letzten Jahren, und nur durch deine Freundschaft. Bei dem allen bin ich aber dem harten Manne viel schuldig: mein glühendes Herz! Gewiß, ich würde dich nicht so geliebt haben, wenn er mich nicht so gehaßt hätte; auch hinge ich wohl nicht so innig an meiner Mutter, an meiner Schwester, an der Natur, wenn nicht die Folgen seines Hasses für mich Hohn, Härte, Verfolgung gewesen wären. Er hat mich früh Geduld, festen Muth und Treue gelehrt. Und was war meinem heißen Herzen wohl nöthiger, als die?

Vorgestern kam ich hier an, und eine ganze Schaar von Bedienten empfieng mich in ehrerbietiger Stille an den Stufen der großen Treppe. Das hatte er befohlen, und zwar dem Namen Holm zu Ehren. Ich ging demüthig durch die Reihen von Bedienten hin. Als mir dann meine Schwester auf dem Vorsaal entgegen flog, mir nur im Vorüber-

laufen die Hand drückte und einen Kuß zuwarf: da fiel die kalte Pracht meines Empfanges schwer auf mein Herz, und ich ging in den Saal, als wäre ich von einem Fieber befallen.

Er saß mit meiner Mutter am Schachbrett, und sagte, ohne mich anzusehen: nun, Madame! Acht gegeben! — Meine Mutter durfte nicht nach mir hinblicken; sie ließ aber einen Stein vom Tische fallen, und warf mir, indem sie sich bückte, einen lächelnden Blick zu. Meine Schwester kam aus einem Hinterzimmer, in das sie heimlich gegangen war, um dem Oheim zu verbergen, daß sie mich schon gesehen hatte.

Bon jour, mon neveu! rief er endlich. Deine Mutter — das sagte er zweideutig lächelnd; und, in der That, es ist seine Stärke, Doppelsinn in seine Worte zu legen — deine Mutter stirbt noch vor Ungeduld, wenn mein Spiel nicht bald zu Ende geht. Er warf den König um, und sagte: so Madame! Schachmatt! . . . Wie ist es gegangen, junger Herr? Sterben dort viele alte Leute?

„Ich weiß es nicht, gnädiger Onkel.“

Es wäre doch viel, wenn du das wirklich nicht wüßtest! — Nun, junger Herr, du hast deine Studien vollendet. Ich werde dich placiren, und dann sollst du heirathen.

Heirathen? sagte meine Mutter, erschrocken und ängstlich.

Ja, meine Gnädige. Warum ihre ängstliche Frage? Kommt ihnen das so unerwartet? Oder soll ich etwa den jungen Herrn erst um Erlaubniß bitten, daran zu denken? — (Mein Blut kochte, und ich wollte schon losbrechen, meine Mutter sah mich aber flehend an. Ich erinnerte mich meines Versprechens, und schwieg.) Deine Hand ist versagt. Sobald wir in der Stadt sind, sollst du deine Braut sehen. (Ich verbeugte mich.) Nun, Herr Neveu, ich dächte, meine Vorsorge wäre doch wohl eines Dankes werth. Vielleicht aber auch nicht, denn ihr jungen Herren möchtet diese Vorsorge uns Alten gern erlassen. Doch was du möchtest, mon neveu? O, ich weiß, du möchtest viel: du erließest mir gern noch mehr! . . . Nun? bist du stumm geworden?

„Der Graf von Donach empfiehlt sich zu Gnaden, und schickt Ihnen hier die bewußten Papiere.“ (Ich zog meine Schreibtafel hervor.) Er nahm sie, und ging in das Cabinet. Nun wollte ich auf meine Mutter losstürzen; aber — sag, Franz! kann ich dem Unmenschen das vergeben? — meine Mutter winkte mir ängstlich zu, daß ich es nicht thun sollte; denn die Thür des Cabinets stand halb offen.

Mich konnte er nicht sehen; so knieete ich einen Augenblick nieder, und streckte meine Arme zu ihr hin. Meine Schwester weinte still in ihr Schnupftuch; meine Mutter sah mich mit Augen voll inniger Liebe an, und vergoß Thränen. Ihre Empfindungen wurden ihr endlich zu stark, und sie sank in Ohnmacht. Meine Schwester und ich, wir stürzten Beide hinzu, und waren um sie beschäftigt. Jetzt rief mich der Unmensch in das Cabinet. Meine Mutter schlug die Augen auf, lächelte mich an, und nun ging ich zu ihm.

Erst um Mitternacht kam meine Mutter mit meiner Schwester auf mein Zimmer, eine Minute

in meinen Armen zu liegen. Sie bat mich, Geduld zu haben. — „O Mutter!" sagte ich; „ist es denn so schwer, arm zu seyn? Und sind wir denn wirklich so arm, daß wir uns von diesem kalten, harten Menschen tyrannisiren lassen müssen? Würde uns nicht das Gütchen, das uns der Vater hinterließ ernähren? Lassen Sie ihm seinen Reichthum, und leben Sie in den Armen Ihrer Kinder, die sich Ihnen hier nicht öffnen dürfen."

Meine Schwester erblaßte. Die Mutter sagte: unsre Marie liebt, und wird geliebt, mein Sohn. Doch nur die Hoffnung, daß sie einst reich seyn wird, hat ihr die Einwilligung der beiden Familien verschafft.

„Und ich!" preßte mir das Gefühl meines Elendes aus. „Doch — bist du glücklich, Marie?" — (Sie warf sich weinend in meine Arme.) „Nun denn, so nehme er meine Hand, und verhandle sie, an wen er will. Ich werde glücklich seyn, wenn du es nur bist, meine Schwester."

Sieh, Franz, so bin ich denn an eine Unbekannte verkauft. Mein Herz ist aufgeopfert für

Reichthum, für Prunk, vielleicht sogar nur dem Hasse eines feindseligen Oheims.

Ich zittere vor dem Tage, an dem wir in die Residenz gehen werden; ich zittre vor jedem anbrechenden Morgen, vor mir selbst. Franz, ich bin sehr unglücklich!

2.

* * *n.

Heiliger Gott! war das möglich! — Sobald wir hier waren, ließ mein Oheim mich zu sich kommen, und sagte: „deine Braut ist das künftige Fräulein von Lindenhain, die Tochter eines ehemaligen Banquiers und jetzigen Geheimen Kammerraths. Er wird erst geadelt, und so lange bleibt deine Verheirathung ausgesetzt. Lindenhain ist der Günstling unsers Herrn, und der Zustand der Holmimischen Güter macht den Besitz eines sehr großen Vermögens nöthig. Heute wollen wir ihn besuchen. Ich hoffe, deine neuliche schweigende Demuth wird keine Verstellung gewesen seyn; denn ist fodre unbedingten Gehorsam."

Ich verbeugte mich wieder schweigend, und wir gingen. Mein Oheim stellte mich dem Vater vor, einem liebenswürdigen Greise, der ihn eben nicht mit gütigen Blicken ansah. Mir reichte der alte Lindenhain freundlich die Hand, und sagte: man hat Sie mir als einen edlen jungen Mann geschildert. Darum sollen Sie meine Tochter bekommen, und mit ihr das ganze Glück meines Lebens. Ich darf Ihnen, hoffe ich, nicht erst sagen, daß ich das Glück nicht in Reichthum setze. Mit diesem Kinde wäre ich auch bei einem sehr mäßigen Vermögen ein glücklicher Vater gewesen.

Er ließ seine Tochter rufen. Die Thür ging auf. O, heiliger Gott! war es möglich!

Jetzt, lieber Franz, will ich dir etwas erzählen, das ich, als das heiligste Geheimniß meines Herzens, bisher auch dir verschwiegen habe.

Erinnere dich, lieber Franz, unsers Aufenthalts in Koblenz, und meines Lieblingssitzes am Ufer des Rheins, der Insel gegenüber, aus deren Bäumen das Dach des Frauenklosters hervorsah. Weißt du noch, wie oft diese Insel und das

Kloster meine jugendliche Schwärmerei und deine frohere Phantasie beschäftigten? Ohne daß du es wüßtest, stahl ich mich oft ganz allein den Strom hinauf, und saß, wenn du meintest, ich wäre in Gesellschaft, einsam unter den Weiden am Ufer, hing mit meinen Blicken an dem Klosterdache, und glaubte die Gesänge der Klosterfrauen zu vernehmen. Die Insel schien mir, weil sie so allein, so abgesondert liegt, ein Sitz der Ruhe und des Glückes. Die Einsamkeit hat ja für jedes heiße junge Herz so vielen Reitz!

Oft saß ich der Insel gegenüber, und hörte die Glockenschläge des Klosterthurms, die für mich etwas sehr feierliches hatten. Ich wünschte, die Insel einmal betreten zu können. Ein Fischer aus dem nahen Dorfe fuhr mich oft eine Stunde lang auf dem Rhein umher, und ich ließ mich von ihm auch rings um die Insel fahren. Mit innigem Vergnügen glitt ich unter den Gebüschen weg, die ihren Rand umgeben, riß verstohlen einen Zweig ab, und brauchte ihn, meinen Hut zu bekränzen. Mein öfteres Fahren, und kleine Geschenke, die

ich den Kindern meines Fischers gab, hatten mir die Zuneigung des Mannes gewonnen; er ließ mich nun ganz allein rudern, und es befremdete ihn gar nicht, daß ich oft erst um Mitternacht zurückkehrte. So trieb der Strom meinen Kahn einmal in die schattige Bucht de Insel, auf der jetzt alles sehr still war. Noch nie hatte ich es gewagt, auszusteigen. Heute that ich es, und ging nun unter den Bäumen hin — mit einer Empfindung, als wäre ich in dem Aufenthalt einer Gottheit.

Von nun an stieg ich öfter aus, und kam dem Kloster immer näher. Es war zu der Zeit, da ich mich von euch Allen absonderte, auch von dir, Franz, wie du dich wohl noch erinnern wirst. An einem schönen Sommerabend ging ich durch die Gebüsche. Vor mir saß unter einem Baum ein junges Frauenzimmer, ganz in Schwarz gekleidet, das sich von Zeit zu Zeit die Augen trocknete. Sie bemerkte mich nicht, und ich konnte sie also in völliger Ruhe betrachten. Daß sie nicht zu den Nonnen gehörte, zeigte mir ihre Kleidung. So blöde, so in mich selbst zurückgezogen ich auch war, hatte

ich doch den Muth, ihr näher zu treten und sie anzureden. Ich fragte, ob der Verwalter auf der Insel oder am Lande wohnte; und sie antwortete mir: sie wisse es nicht, weil sie erst seit dem Tode ihrer Mutter, und nur ein Paar Tage, im Kloster sey.

Darum also, sagte ich mitleidig, fließen Ihre Thränen! — Sie sprach von ihrer Mutter mit so vieler kindlichen Liebe, daß ich — du weißt, wie sehr ich die meinige liebe — mit ihr weinte.

Das Gespräch schien ihr zu schmerzlich zu seyn; sie brach es bald ab, und ging. Ich setzte mich, wo sie gesessen hatte, und träumte noch eine Stunde in schwärmerischen Vorstellungen. Das Mädchen selbst, noch mehr der Ort, wo ich es gesehen, und das Heimliche meiner Fahrt, hatten tiefen Eindruck auf mich gemacht; kein Wunder, daß ein junger Mensch von achtzehn Jahren sich ein schönes Mädchen von funfzehn als seine Geliebte träumte. Ich liebte sie wirklich; und von dem Augenblicke an hatte ich allen Muth verloren, sie wieder anzureden, ob ich gleich jeden Abend auf

der

der Insel war, und sie zuweilen auf demselben Platze fand. Ich ging dann in der Ferne vorüber, und grüßte. Sie dankte, und nun nahmen wir, als hätten wir es verabredet, — sie den Weg zum Kloster, ich d e n an das Ufer, zu meinem Kahne.

Ihr Bild schwebte immer vor meiner Seele, und allmählich fing ich an zu glauben, auch sie müsse etwas für mich empfinden. Sie war jetzt fast jeden Abend an dem gewöhnlichen Orte, hatte sogar die Bucht, wo ich anlandete, ausgespürt, und erwartete mich zuweilen da. Noch mehr! sie stand zuweilen, wenn ich abgefahren war, wieder dort, um mir nachzusehen. Das alles machte mich aber noch furchtsamer; ich redete sie niemals an, und war dennoch glücklich; daß ich sie nur sehen konnte.

Eines Tages fuhr ich nach Neuwied. Als ich in die Gondel trat, erblickte ich das Mädchen, das mein Leben so genußreich, und mein Herz so unruhig machte. Wir errötheten Beide. Es waren, wie ich bald hörte, Verwandte bei ihr; ich hatte aber nicht den Muth, mich in ein Gespräch mit ih-

nen einzulassen. Ich warf verstohlen Blicke auf die Geliebte, und wir errötheten von Zeit zu Zeit, wenn unsre Augen einander begegneten. Irgend eine Merkwürdigkeit am Ufer oder auf dem Flusse — ich weiß nicht, was es war; denn ich hörte und sah nur sie — lockte die ganze Reisegesellschaft an die Seite der Gondel, wo ich meinen Platz hatte. Man rief auch Annen, daß sie sehen sollte. Nun wußte ich denn endlich ihren Namen, mehr aber auch nicht. Es war noch ein Platz neben mir; sie trat dahin, und ließ Ihre Arme läßig herabhangen. Ich betrachtete sie von der Seite, und es schien mir, als sähe sie eben so wenig wie ich. Ich wagte es endlich, auch meinen Arm allmählich sinken zu lassen, bis die Spitzen meiner Finger ihre warme, weiche Hand berührten. Sie zog die Hand nicht weg, ob ich gleich zuweilen eine Bewegung fühlte, als wäre sie im Begriff, es zu thun. So standen wir, bis sich Alle wieder setzten. Nun berührten sich unsere Hände schnell, und wir errötheten Beide noch einmal.

Bei Neuwied stiegen wir aus. Der Schiffer fragte mich, ob ich mit der Gesellschaft wieder zurückkehren wollte; dann möchte ich um acht Uhr Abends kommen. Kaum war ich im Stande Ja zu sagen, und hätte fast mit einer Art von Grobheit Nein geantwortet.

Ich war schon um fünf Uhr am Ufer, und hatte mir, weil ich mich meiner Furchtsamkeit schämte, fest vorgenommen, mit ihr zu sprechen. Sie kam, und das vorige Spiel ging aufs neue an, nur mit dem Unterschiede, daß wir jetzt neben einander saßen. Die Fahrt ging langsam den Rhein hinan. Alle Reisende stiegen aus; wir, meine Geliebte und ich, blieben noch sitzen. Endlich waren wir ganz allein in der Gondel, von einer heiligen Dämmerung umgeben. Jetzt warf ein Windstoß die Leinwand, welche man in die Höhe geschlagen hatte, herunter, und verhüllte uns. Wir griffen Beide darnach. Meine Hand berührte die ihrige, und ich fühlte, daß sie zitterte. Nun wurde ich muthiger, und zog sie näher zu mir. Sie duldete es, sank schweigend an meine Brust, und seufzte,

als meine Arme sie umfaßten. Ich drückte einen heißen Kuß auf ihre Lippen. Das alles geschah in wenigen Sekunden. Jetzt rief man am Ufer ihren Namen. Sie riß sich aus meinen Armen, und eilte, zu ihren Verwandten zu kommen. Ich stand da wie ein überführter Verbrecher, (und doch so überglücklich!) bezahlte den Schiffer, warf mich dann zwischen den ersten Felsen, die ich antraf, zu Boden, und dachte mit unaussprechlicher Angst, daß ich die geliebte Unbekannte durch meinen Ungestümm beleidigt hätte.

Ich sah sie nicht wieder, so viel ich auch von nun an forschte; ja, ich konnte nicht einmal erfahren, wer sie wäre. Und dennoch liebte ich sie mit einer Gewalt, die nur meine Jugend und mein verschlossener Charakter möglich machte.

Thorheit der Jugend! wirst du lächelnd sagen. Ist denn aber der Ehrgeitz des männlichen, und der Geldgeitz des höheren Alters — nicht besser; nein! — nur eben so gut, wie dieses, von der Natur geheiligte und beschützte Gefühl eines jungen Herzens?

Genug, ich liebte meine Unbekannte mit der stärksten Leidenschaft. Und — denke dir meine Empfindung! — jetzt stand sie auf einmal vor mir: als meine Braut, die der despotische Wille meines Oheims mir aufzwang.

Bei dem ersten Blick erkannten wir einander, und wurden wechselsweise blaß und roth. Mein Oheim konnte sich unsre Verwirrung freilich nicht richtig erklären, und sagte mit gerunzelter Stirn: „bist du stumm, junger Herr?" — Ich hatte doch Besinnung genug, ihn nicht merken zu lassen, wie glücklich seine Tyrannei mich machte, und sagte meiner Geliebten ein Paar artige Worte über unser Verhältniß. Sie verbeugte sich schweigend und hoch erröthend. Mein Oheim, der mit ihrem Vater Geschäfte hatte, gab mir einen Wink, daß ich gehen sollte; der Vater öffnete mir die Gartenthür, und ich bot meiner Geliebten den Arm. Kaum waren wir im Bosket, so warf ich mich vor ihr nieder, und entdeckte ihr meine lange stille Liebe, die nun der gütige Himmel so unerwartet beglückte.

„Sie wußten . . .?“ fragte sie mit sanftem Lächeln; „und wollten nur versuchen, ob ich eine gute, gehorsame Tochter wäre? O, es kostete mir viel, einer Liebe, die mein Herz schon fühlte, ungetreu zu werden.“ Ich sagte ihr: nur aus Liebe zu meiner Mutter und Schwester hätte ich dem Oheim gehorcht, ohne mein Glück zu ahnen, und müsse ihm jetzt auch verbergen, wie glücklich er mich mache, weil er sonst ielleicht auf den Gedanken kommen könne, ein Band, das er, ohne mich zu fragen, geknüpft habe, wieder zu zerreißen.

Franz, du kannst dir nicht denken, was ich empfand, als nun das theure, geliebte, und mir noch immer fremde Mädchen sich an meine Brust lehnte, und mit holdem Erröthen mir ihre stille, verborgene, fromme Liebe gestand! Vielleicht hat nie ein Mann etwas Aehnliches empfunden, weil schwerlich schon einer in dieser Lage mit seiner Geliebten gewesen ist. Alles, was die Liebe sonst nach und nach giebt, Wohlwollen, Achtung, Vertrauen, innige Herzlichkeit: das erhielt ich in einer Sekunde, als sie mit holder Scham zum ersten

Mal ihre Lippen auf die meinigen drückte. „O!“ sagte sie endlich mit einem rührenden Blicke gen Himmel! „wem habe ich nun dieses einfache, arglose Herz, wem meine Ruhe, meine Glückseligkeit anvertrauet!“

Einem gewiß nicht minder einfachen, arglosen Herzen, das Sie liebt! erwiederte ich, und sah ihr fest in die Augen, die sich nach und nach benetzten.

„Ich kenne Sie nicht!“ sagte sie seufzend.

Auch ich kenne Sie nicht; aber ich liebe Sie, und ich fühle, daß Sie das Glück meines Lebens seyn werden.

„Nun dann,“ sagte sie mit zärtlicher Rührung: „mein Herz gehörte Ihnen schon lange. Nehmen Sie jetzt mit diesem Handschlage auch mein höchstes Vertrauen, und das Versprechen der heiligsten Treue. Ja, von diesem Augenblick an sind Sie meine Welt, und jeder meiner Gedanken soll Ihnen gehören.

Unsere Empfindungen erreichten den höchsten Grad; wir waren wie begeistert, und fühlten den=

noch eine solche Ruhe, eine solche stille Seligkeit, als wären wir ein Jahrhundert die vertrautesten Freunde gewesen. Nach einer Stunde, in welcher wir einander unsre geheimsten Gedanken und Empfindungen gesagt hatten, waren unsre Herzen so gänzlich Eins geworden, daß keine Gewalt sie je wieder trennen kann.

Wir mußten uns endlich wieder fremder gegen einander betragen, weil ihr Vater mit meinem Oheim kam. Dieser sagte: unsre Verbindung sollte erklärt werden, sobald nur eine gewisse Angelegenheit (die Standeserhöhung Lindenhains ohne Zweifel) in Ordnung gebracht, und sobald ich im Dienst des Fürsten angestellt wäre. Auf dem Rückwege schien er zu beobachten, ob er nicht ein Zeichen von Verdruß in meinem Gesichte sehen würde. Ich sagte ihm aber mit der gleichgültigsten Miene, ohne alle Zeichen von Unwillen und von Vergnügen: mein Oheim, ich weiß zu gehorchen. Jetzt mochte er zum ersten Male etwas Andres als Haß für mich empfinden; denn er blickte mich weniger finster an, und reichte mir die Hand. („Ihr

Sohn, Madame," hat er nachher zu meiner Mutter gesagt, „beträgt sich wenigstens als ein verständiger Mensch. Ich bin mit ihm zufrieden.")

Meine Mutter und Marie blickten mich sehr ängstlich an, als wir zurückkamen, und leider konnte ich ihnen nicht einmal einen Wink geben, sie zu beruhigen, weil der Oheim mich unaufhörlich beobachtete. Endlich ging er. Nun sprang meine Mutter auf, und legte schluchzend die zitternde Arme um meine Schultern. Als ich ihr dann sagte: ich bin der glücklichste Mensch auf der Erde; ich habe in meiner Braut meine Geliebte wieder gefunden! und als ich sie in wenigen Worten überzeugt hatte, daß ich mit voller Wahrheit spräche: — da hob sie die Arme gen Himmel, und sagte: „allgütiger Gott! so groß, so reich ist die Belohnung eines guten Sohnes! Er opferte mir sein Herz, und du beseligest ihn dafür mit Liebe!"

Wäre mein Oheim Zeuge davon gewesen, mit welchen Empfindungen wir einander umarmten: vielleicht hätte ihn der Gedanke erschüttert, daß

er gegen seinen Willen der Schöpfer unseres Glückes hatte seyn müssen!

So hat mich denn Feindschaft in den friedlichsten Hafen geleitet! Alle meine Wünsche sind erfüllt, von eben dem Manne erfüllt, vor dem ich am meisten zitterte. Der Haß gab mir ein schöneres Glück, als mir die zärtlichste Freundschaft geben konnte. — So muß, glaube ich, dem Menschen seyn, der bebend in die Arme des Todes sank, und in demselben Augenblicke zu einem höheren glücklicheren Leben erwachte. — Mein Widerwille gegen meinen Oheim hat sich vermindert, und ich sehe nun manches, was er thut, in einem weit besseren Lichte. Ich würde ihn Vater nennen, wenn er nur ein einziges Mal „mein Sohn" zu mir sagte.

Lindenhain ist mit seiner Tochter ein Paarmal bei uns gewesen, und wir bei ihm. „Junger Herr," sagte mein Oheim kalt, da deine Verlobung noch nicht erklärt ist, so wirst du deine Braut nicht auszeichnen; und Sie Madame, und Sie Fräulein, werden nichts thun oder sagen, woraus

auch nur Lindenhains vermuthen können, daß Sie schon etwas wissen.“ Meine Mutter seufzte. Er warf ihr einen finstern Blick zu, und sagte: „so will ich es!“

Ich bekam aber dennoch Gelegenheit, meine Anne einen schönen unbewachten Augenblick an das Herz meiner Mutter zu führen; ja, ich redete sogar mit ihr ab, zu welcher Zeit es möglich wäre, uns allein zu sehen. Seitdem hat die übrige Welt für mich aufgehört zu existiren. Ich habe meinem Oheim (was er mir übrigens nicht einmal anrechnet) mein ganzes Schicksal ruhig überlassen, und sage zu Allem Ja. Er hält das gewiß für die Wirkung meiner Begierde nach seinem Vermögen. O, wenn er wüßte, wie höchst unbedeutend für mich sein Reichthum ist, und wie gänzlich ich in den Armen meiner Anne ihn vergesse, weil ich nur mein unaussprechliches Glück denke!

Aber wehe mir, wenn er es wüßte! Würde er ruhig das Glück eines Menschen ansehen, den er haßt, und den er nur als eine leblose Maschine, gebrauchen will: — eine Maschine, die er nur dar-

um nicht zerschmettert, weil sie seinen Namen hat? Denke nur, Franz! selbst die Unterwürfigkeit, die er doch von mir fodert, giebt ihm neuen Anlaß, mich zu verhöhnen. Als meine Mutter neulich meinen Gehorsam gegen ihn lobt, sagt er spottend: „nun ja! ich liebe solche Menschen, wenn ich sie auch nicht achten kann.“

Meine Mutter verschwieg mir das; Marie erzählte es mir wieder. O, sagte ich; mag er doch! Ich kann ihm jetzt viel, ich kann ihm alles verzeihen. Er hat ja mein Leben zu einer langen Seligkeit gemacht!

3.

* * *n.

Die armen Menschen! was ist der Preis, um den sie sich quälen! Auch mir hielt der Ehrgeitz ehemals den lockenden Lorberkranz vor die Augen; aber, Gott Lob! ich lernte früh genug, daß nichts Wünschenswertheres auf der Erde ist, als Tugend in stiller Genügsamkeit. — Unser Fürst, der bei seiner blühenden Gesundheit ein langes Leben,

und mit seiner jungen, schönen Gemahlin eine fruchtbare Nachkommenschaft hoffen ließ, setzt sich zu Pferde, reitet zur Jagd, erhitzt sich, und wird von einem Ungewitter überfallen. Die Folge davon war ein Fieber, das die Aerzte als unbedeutend ansahen, das aber in drei Tagen sein Leben endigte. Nun solltest du sehen, wie der Tod dieses Einen Mannes plötzlich alles in eine andre Form gegossen hat! Der Prinz **, der hier in einer sehr abhängigen Lage lebte, und mit dem der Verstorbene, wie jedermann wußte, ziemlich unzufrieden war, ist sein Nachfolger. Er denkt hell, er liebt das Frömmeln nicht; und auf einmal sind alle Mönche aus den Gesellschaften verschwunden, zu denen sie vorher sehr oft gezogen wurden. Man spielt den renomistischen Freigeist in allen schönen Künsten, da man vorher ganz unerträglich von nichts als von Antiken redete; denn man weiß, daß der Prinz ein Paarmal über die Kunstliebhaberei seines Vorgängers gelächelt hat.

Wahrhaftig, man sollte glauben, plötzlich durch einen Zauberschlag in eine ganz andere Stadt, un-

ter ganz andre Menschen versetzt zu seyn. Alium crederes senatum, alium populum *), sagt der ernste Richter und der feinste Kenner der Menschen, mein Tacitus; und konnten diese Worte jemals richtig angewendet werden, so ist es hier, seitdem sich die Nachricht von dem Tode des Fürsten verbreitete. Je falscher die Ehrerbietung war, die man dem neuen Fürsten erwies, mit desto größerem Geräusche erwies man sie ihm.

Mein Oheim, der schon vorher (aber freilich nur sehr geheim) mit dem Prinzen in Verbindung gestanden hatte, wurde zu ihm gerufen. Man erfuhr das; und nun war sein Haus wie von Menschen belagert. Die Günstlinge des Verstorbenen sind vergessen, und die Freunde des neuen Fürsten betragen sich nun gerade eben so wie jene, ob sie gleich sonst immer behaupteten: ein Fürst müsse keinen Günstling haben, und wer es sey, dürfe sich nicht damit brüsten.

---

*) Man sollte den Senat für einen andern, das Volk für ein andres halten.

Mein Oheim kam von dem Fürsten mit einem Gesichte zurück, worin nicht weniger Ungewißheit als Triumph zu lesen war. Niemand weiß bis jetzt recht eigentlich, wo er sein Netz auswerfen soll; denn des Fürsten Blick ist ein bloßes Lächeln, und er sagt weiter nichts, als: „wir werden ja sehen!" Man macht sich Connexionen unter Freunden und Feinden, erwartet ängstlich, wen man wird lieben, wen man wird hassen müssen, und beneidet jeden, der unter der vorigen Regierung mit Strenge behandelt wurde. Es war ein seltsames Schauspiel, wie alles kombinirte, und auf welche seltsame Ideen mancher gerieth, um den Weg an den Hof frei zu bekommen oder frei zu behalten. Nur der alte Minister, der schon unter drei Regierungen immer in gleicher Achtung geblieben ist, und den der neue Fürst sogleich wieder an die Spitze der Geschäfte stellte, blieb ruhig. Er wurde gefragt, wie er es angefangen habe, sich bei vier neuen Fürsten zu erhalten. Der ehrwürdige Greis erwiederte lächelnd: „ich habe meine Arbeiten mit Liebe und gewissenhaft verrichtet, dem Lande als

ein ehrlicher Mann gedient, und meinen Herren nie geschmeichelt: das muß es seyn." — Ja wohl, edler Mensch, dachte ich; das ist es!

Mitten in diesem lärmenden Drängen und Treiben, von dem mein Oheim so gut wie jeder Andere mit fortgerissen wird, lebe ich Tage, wie sie der Himmel nur seinen erklärten Lieblingen zutheilt. Ich kann, da ich noch nicht angestellt bin (fürs erste soll ich Kammerjunker werden), täglich zu meiner Anne gehen, die, so oft ich sie spreche, den edelsten Ehrgeitz in meiner Brust immer stärker entzündet; den, in einer tugendhaften Stille, in dem glücklichen Kreise eines wechselseitigen Vertrauens zu leben, und meine Wünsche auf die Würde des Bürgers, des Freundes, des Gatten, des Vaters, zu beschränken. O, und wäre ich von der Ehrsucht des Hof- und Geschäftsmannes noch nicht ganz frei gewesen: — was ich seit einigen Tagen gesehen habe, hätte ihn mit der letzten Faser aus meiner Seele gerissen.

Mein Oheim hat tausend Geschäfte, achtet gar nicht mehr auf mich, und kommt nur höchst selten

zu Lindenhain, wo seine Gegenwart mir immer den unerträglichsten Zwang auflegt. Ein Blick, ein Seufzer von Annen zeigt mir zuweilen, daß sie nicht ganz ruhig ist. „Ich fürchte,“ sagte sie gestern, „mein Vater wird bei dieser Veränderung verlieren. Er hat viele Feinde.

Feinde“ liebe Anne. Dein Vater? Wodurch hätte er irgend einen Menschen beleidigt?

„Durch sein schnelles Glück. Er kam mit einem großen Vermögen hieher, und zeigte dem vorigen Fürsten, warum seine Fabrik- und Finanz-Anlagen nicht hatten gerathen können. Der Fürst schätzte ihn, zog ihn hervor, und beehrte ihn mit seinem Vertrauen, ja mit seiner Freundschaft. Der Arme, der Geringe, haßt nicht den Reichen, den Vornehmen; wohl aber den Mann, den er reich oder vornehm werden sieht.“ — Hat sie nicht recht? Ist dies nicht beinahe ein allgemeiner Charakterzug des ganzen männlichen Geschlechtes?

Doch selbst Annens Unruhe macht mich noch glücklicher. Wenn das geschähe, was sie befürch-

tet: — nun, ihr Vater würde sich dann für den Ueberrest seines Vermögens ein Gut kaufen, und mein Wunsch, mit ihr im Schooße der Natur zu leben, wäre erfüllt. Als ich einige Worte hierüber äußerte, sagte sie mit bedeutenden Blicken: „und Sie könnten dann Ihren Oheim entbehren!" — Ich denke daran nicht gern; denn ich fühle, daß ich ihn, wenn ich ihn entbehren könnte, nicht würde entbehren wollen. — „Sophisterei eines falschen Ehrgefühls!" sagte meine Anne. Abre sie irrt sich. Ich that und duldete alles, um meiner Mutter und meiner Schwester willen. Wären sie nicht — mein Oheim hätte mich nie wieder gesehen. Doch dann wäre ich auch nicht glücklich geworden. So ist es denn besser, wie es der Zufall gemacht hat. Zufall? Könnte nicht die ewige Weisheit es so gewollt haben; Adieu.

4.

* * *n.

Mit meiner Geduld ist es zu Ende, lieber Franz. Ich bin mir wiedergegeben; und — dem Himmel

sey Dank! — ich fühle mich besser, stärker, muthiger, zufriedener mit mir selbst, als ehemals. Was auch meine Mutter sagen mag, es war in dem Verhältnisse mit meinem Oheim und mir etwas Unnatürliches. Dem Weibe, das von Jugend auf an den Zustand des Leidens gewöhnt ist, fiel es nicht auf; mich aber trennte es von mir selbst. „Nachgiebigkeit, mein Sohn, ehrt den Mann, wie das Weib!“ sagte meine Mutter. — Ja, Mutter, erwiederte ich; aber würden Sie mir gerathen haben, mich den Launen des Oheims so aufzuopfern, wenn er arm gewesen wäre; — Das ist es! Ihr möget sagen, was ihr wollt. Auch du, Franz! Du meintest einmal: „was ist es denn nun? Ein Paar Jahre gehorchen, um ein ganzes Leben befehlen zu können.“ Nein, Franz es ist mehr. Ich hatte die Achtung für mich selbst verloren. Zwar schwieg ich, und gab euch Allen Recht, dir, meiner Mutter und meiner Schwester; doch eine laute Stimme in meinem Innern konnte ich nie unterdrücken. Ich war über die Härte, über die Grausamkeit meines Oheims erbittert; wenn ich aber an

die stolze Verachtung dachte, mit der er mich als eine willenlose Maschine behandelte, so fehlte es mir an Muth, ihm einen Vorwurf darüber zu machen. Denn — hatte ich mich ihm nicht als eine Maschine überlassen? — Nicht die Herrschsucht allein macht den Tyrannen, sondern auch die zahme, feige, niedrige Unterwürfigkeit der Menschen, die sich ihr hingeben. Und wozu denn? warum denn? Quid brevi fortes jaculamur aevo multa *)? Warum mußte ich die milde, helle Sonne einer glücklichen Jugend hingeben für die ungewisse Hoffnung eines Sonnenblicks im Alter! Nein, seitdem ich die Fessel zerbrochen habe, die meine eigene Feigheit mir angelegt hatte: seitdem fühle ich erst, was ich hätte seyn können, wie viel Glück ich so lange entbehrte. Die jugendliche rasche Freude, um die ich dich oft beneidete, jenes stolze Selbstgefühl, das die Freude erweckt, bei den Hoffnun-

---

*) Nah dem kurzen Ziele, was strebt man rastlos weiter?

Horaz, nach Ramlers Uebersetzung.

gen großer Thaten: das habe ich unter der strengen Herrschaft meines Oheims, und durch die feige Demuth, die ich sehr unrichtig Tugend nannte, verloren. Warum wagte ich es nie, mich in den lauten Tanz der Jugend zu mischen? warum blieb ich immer entfernt von eurem frohen Kreise? Ihr nanntet das Weisheit, was sonst nichts war, als das Gefühl, daß ich diese Freuden eines sich selbst gehörenden Herzens nicht verdiente. Ja, Furcht und niedriger Eigennutz brachten mich um den Frohsinn der Jugend. Doch nun will ich mir selbst angehören. Die Fessel ist zersprengt, und der Gefangene hüpft frölich in dem freien Raume der Schöpfung.

Du mußt doch auch wissen, wodurch ich mir selber wiedergegeben bin. Mein Oheim hatte die Gunst des neuen Fürsten, dessen Charakter er genau kennt, durch ein freimüthiges, von Vertraulichkeit und von Schmeichelei gleich-weit entferntes Benehmen, wozu sein Charakter ihn schon ohne dies treibt, in einem hohen Grade gewonnen. Er wurde Geheimerrath und Präsident im Finanz-Kol-

legium. Gleich nachher geschah, was Anne fürchtete. Eine Kommission sollte Lindenhains Rechnungen, und seine sehr großen Foderungen untersuchen. Mein Oheim bekam den Vorsitz bei dieser Kommision, und ich dachte: in bessere Hände kann Lindenhain nicht fallen; ob ich gleich sehr wohl bemerkte, daß dieser nicht ganz ruhig blieb, als er die Namen der Kommission hörte. Zum Unglück hatten seine neuen Fabrik-Anstalten gar nicht den Beifall des nunmehrigen Fürsten. Dieser hielt ihn für einen von den vielen Projektmachern, welche sich unter der vorigen Regierung bereicherten, und dann das Land verließen. Es fiel mir freilich auf, daß mein Oheim nun allen Umgang mit Lindenhain abbrach, und gegen mich den Wunsch äußerte, alle öffentliche Besuche in dessen Hause zu vermeiden. Doch, das konnte er vielleicht nöthig finden, um dem Manne desto nützlicher zu seyn. Damit beruhigte ich Annen, die viel besorgter war, als ich.

In dem Laufe der Untersuchung, von deren Gange übrigens nichts bekannt wurde, fing Lindenhain an, sich über das Verfahren meines

Oheims zu beklagen. Da aber dieser wußte, daß ich meine Braut und ihren Vater oft besuchte, und mir den Umgang mit der Familie nicht verbot: so hatte ich immer guten Muth, und suchte auch Annen zu erheitern. Ich war einmal allein bei ihr im Zimmer, als ihr Vater von der Sitzung der Kommission zurückkam. Er trat mit einem schweren Seufzer herein, sah mich lange bedeutend an, und sagte endlich mit einer bittern, ihm nicht gewöhnlichen Heftigkeit: „weiß Ihr Oheim, daß Sie hier sind? Ich bejahete die Frage ganz ruhig. Er runzelte die Stirn, und gab sich ganz augenscheinlich Mühe, zu schweigen; doch nicht lange, so brach er zornig aus: „es wäre ein Meisterstück von höllischer Bosheit, wenn er mich so betrogen hätte, oder, wenn auch Sie mich so betriegen könnten! ... Nein, Baron, Sie nicht! gewiß nicht!“ setzte er sogleich hinzu, „Verzeihen Sie der Hitze eines bitter gekränkten Mannes. Aber, wie dem auch sey, in Hinsicht auf Ihre Verbindung mit meiner Anne, habe ich Ihrem Oheim Entdeckungen gemacht, durch die ich unglücklich werden kann, ob ich gleich ganz unschuldig bin.“

Fürchten Sie nichts von meinem Oheim, sagte ich ruhig.

„Nichts? Die Entdeckungen des Freundes hat er der Kommission mitgetheilt, die recht absichtlich mein Unglück erzwingen will. Ich fürchte, Baron, man wird mich arm machen. Doch — wie kann ich bei dem bleichen Gesichte meiner Tochter an den Verlust meines Vermögens denken! Es ist mehr. Ich fürchte, Ihr Oheim wird Ihre Verbindung mit Annen zerreißen.“ (Sie wurde noch bleicher, als sie schon war, und fing an sehr heftig zu zittern.)

Und wenn er alles thäte, was Sie fürchten: — mich von meiner Anne trennen, das kann er nicht!

„Das könnte er nicht? Worauf gründen Sie Ihre Behauptung, junger Mann?“

Auf mich! Er kann es nicht, weil ich den festen, unüberwindlichen Willen habe, meiner Anne treu zu seyn.

Nein, sagte Anne, und lehnte sich an meine Brust: gewiß kann er unsre Herzen nicht von einander reißen.

Der Vater sah mich an. „Aber doch konnte er viel, Baron! Er beherrscht Sie unumschränkt. Selbst diese Liebe war sein nicht Ihr Wunsch. Daß es Ihnen an gutem Willen fehlt, fürchte ich nicht (denn ich weiß, daß Sie Annen lieben), aber wohl, daß Sie nicht standhaft seyn werden. Ich liebe Sie, zärtlich, und darum bin ich desto ängstlicher. Ihr Oheim hat Sie immer gehindert, ein Mann zu seyn!“ (Franz, diese Worte schnitten tief in meine Seele.)

So kann man freilich von mir denken! . . . Doch Sie, liebe Anne?

Ach, Holm! hat mein Vater nicht einigermaßen Recht? sagte sie ängstlich?

Sehr Recht, erwiederte ich kalt: Sehr Recht! Mein Oheim hat mich gehindert; aber dennoch bin ich ein Mann geworden, bin ich ein Mann gewesen. Und von diesem Augenblick an (ich faßte sie in meine Arme) soll dir nie wieder ein Mensch den Vorwurf machen können, du liebtest einen Feigherzigen. — Ich griff nach meinem Hute.

Der Vater hielt mich auf. „Wohin? Sie werden mit dieser raschen Hitze alles verderben.“

Raschen Hitze? In der That, Sie halten mich für noch weniger, als für einen Mann.

„Sie wollen Ihren Oheim zur Rede setzen. Bei dieser Aufwallung . . .“ —

Ganz und gar nicht, sagte ich ruhig lächelnd; denn ich war kalt geworden. Was habe ich mit meinem Oheim überhaupt noch von einer Verbindung zu sprechen, die völlig abgeschlossen ist? Aber — wollen Sie ihm etwas über Ihre Angelegenheit sagen lassen?

Er sann einen Augenblick nach. „Ueber meine Angelegenheit? Nein, Baron, wenn über Sie und meine Anne nichts zu reden ist, dann habe ich gar nichts über Dinge zu sagen, die ich sehr wohl entbehren kann. So viel, als ich zu einem bequemen Leben brauche, müssen sie mir doch lassen! . . . Lieber Baron, ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mir Ihre Stellung wohlgefällt.“ (Ich stand ruhig lächelnd da, und hielt die Hand meiner Anne.) „Ihr Oheim wird Ihre Verbindung mit meiner

Tochter zerreissen wollen, und mich arm machen: daran zweifle ich nicht mehr. Doch behält nur Anne dieses frohe Gesicht, und sind wir Beide Männer: was hat er uns dann genommen?"

Und wie viel gab er mir! sagte ich: diese Hand! das Glück meines Lebens, das ich verloren zu haben glaubte!

„Schon verloren?"

Ich erzählte ihm, wie ich mit Annen bekannt geworden wäre. Wir liebten einander schon seit drei Jahren! sagten wir alle Beide.

„Nun denn! er kann uns nimmermehr so viel nehmen, als er uns gegeben hat. Wir bleiben ihm immer Dank schuldig." — Ich ging in dem seligsten Gefühle der Liebe und meines Werthes.

Zu Hause trat mir meine Mutter mit einem sehr verlegenen Gesicht entgegen. Meine Schwester seufzte, als ich vorüber ging. Ich sah lächelnd auf sie zurück, und trat näher zu meinem Oheim, der mit der gleichgültigsten Miene auf mich hinblickte, und dann wieder in einem Stoß Akten blätterte. Aus den Mienen und dem Zuwinken meiner Mut-

ter und meiner Schwester errieth ich mein Schicksal schon; und dennoch — ich weiß nicht warum — wurde meine Empfindung gegen meinen Oheim um nichts bitterer. Ich sah ihn lächelnd an, und bemerkte — jetzt zum ersten Male — in seinem Gesichte große Aehnlichkeit mit der Physionomie meines Vaters. — Ob meine Entschlossenheit oder sonst etwas daran Schuld war: genug, ich fühlte den Wunsch, daß er mein Freund seyn möchte.

Ich redete meine Mutter an. Sie erschrack, und winkte auf den Oheim hin. (Meine Schwester sagte mir nachher: ich hätte mit einem ganz andern Tone, als gewöhnlich, gesprochen.) Der Oheim betrachtete mich ein Paar-Mal mit finstern Blicken, als ich, auf einen Stuhl gelehnt, ganz ruhig da stand und frei um mich her sah. Wahrhaftig, Franz, ich fühlte jetzt eine Art von Vertrauen zu ihm, obgleich keine Liebe.

Endlich schob er die Akten auf die Seite, streckte die Füße von sich, legte sich recht bequem, und sagte: „mit Lindenhain ist es aus; er verliert sein Vermögen. Ich glaubte Anfangs, wenigstens das

retten zu können; allein er hat es überall verdorben."

Das scheint er selbst zu fühlen, antwortete ich mit freier Brust; doch daß er es auch mit Ihnen verdorben haben sollte, wie er zu fürchten scheint, das glaube ich nicht. — Ich komme so eben von ihm her, mein Oheim.

„Es ist dein letzter Besuch bei ihm gewesen. Ich bedaure es. Kann man aber die Umstände nicht beherrschen, so ist es männlich, bestimmt zu zeigen, daß man es nicht kann. — Scheint dir das etwa nicht so? Du machst ja eine Miene, junger Herr . . ."

Sie haben Recht, sagte ich sehr ruhig. Ich halte das mit Ihnen für männlich, wenn man durchaus nicht mehr Herr der Umstände ist.

„Wohl denn!" sagte er, und lehnte sich wieder nachlässig an. Aber dabei warf er einen verachtenden Blick auf mich, weil er glaubte, ich gäbe ihm aus Furchtsamkeit Recht. „Es ist gut, daß du es so nimmst. Ich lobe deinen Gehorsam. Mit deinem Heirathsprojekt hat es ein Ende."

Ein Ende? Nein gewiß nicht! Mamsell Lindenhain ist meine Verlobte, . . .

Gewesen! jetzt nicht mehr. „Ihres Vaters Vermögen und Standeserhöhung waren die Bedingung; und da . . .“ —

Wollen Sie mich ruhig anhören, lieber Oheim? —

„Meinst du, mon neveu, du könntest mich unruhig machen?“ fragte er spöttisch. „Also mit Einem Wort!“

Lindenhains Tochter wird meine Frau! sagte ich sehr bestimmt.

Er sah mich an, dann sprang er mit glühendem Gesichte auf. Doch bald warf er sich nachläßig wieder in den Stuhl, und sagte kalt: „du hast nicht überlegt . . .“

Ich habe nichts mehr zu überlegen, lieber Oheim, unterbrach ich ihn. Auf Ihr Verlangen gab ich dem Mädchen mein Wort. Es kann Sie reuen, daß es geschah; es kann sogar mich reuen, daß ich es that. Aber es zu ändern, steht weder in Ihrer noch in meiner Gewalt; und so ist es männ-

lich, zu zeigen, daß man die Umstände nicht beherrschen kann.

„Ich will!“ sagte er stolz, und streckte die Hand gebietend von sich.

Ich wünschte, theurer Oheim, Sie überlegten, daß Sie hier nicht mehr wollen können; und, wenn Sie es wirklich könnten, daß ich es doch nicht mehr in meiner Gewalt habe, Ihnen zu gehorchen. Mlle. Lindenhain wird meine Frau.

Er sah mich erstaunt an; meine Mutter und meine Schwester zitterten. „Ich glaube,“ sagte er mit flammenden Augen, und bitter lachend, „der junge Mensch hat von einer Tollwurzel gegessen. Was! du wolltest nicht, was ich will? Sprich!“

Ich will nicht, was mir die Ehre verbietet. Sie werden nicht leugnen, daß ich Ihnen gehorsam gewesen bin, und daß Sie mich streng behandelt haben. Als Sie sogar über meine Hand, über mein Herz, über das ganze Glück meines Lebens geboten, gehorchte ich Ihnen, gegen meine Wünsche, weil ich es konnte, weil es mir erlaubt war, Ihnen alles, was von mir abhing, aufzuopfern. Jetzt aber

fodern Sie etwas von mir, worüber ich — und zwar auf Ihren Befehl — nicht mehr Herr bin. Lindenhains Tochter wird meine Gattin; denn sie hat mein Wort. — Dies alles sagte ich mit großer Ruhe, und nahm mich wohl in Acht, weder übermüthig, noch furchtsam zu scheinen. Es that Wirkung; ich merkte in meines Oheims Gesichte Zeichen von Verlegenheit. Das freute mich; denn nun fing er also an mich zu achten. Ich erwartete, daß er auffahren würde; auch sah ich schon seine Augen flammen und seine Wangen glühen. Er war im Begriff aufzustehen, und stemmte schon Fuß und Hand auf. Doch mit einem Male lehnte er sich wieder zurück, lächelte, sah mich mit höhnendem Kopfschütteln an, und sagte: „setze dich, und schweig!“ — Ich setzte mich. Er foderte Papier, schrieb, und las mir dann vor. Es war ein Brief an den Grafen Rode, worin er für mich um die Hand seiner Tochter anhielt. Er siegelte, ohne daß ich ein Wort dazu gesagt hatte, und wollte den Brief nun sogleich wegschicken.

Ist es Ihnen gleichgültig, fragte ich kalt, ob Graf beleidigt wird?

„Du

„Du fährst nach Tische mit mir zu ihm hin."

Wohl! ich fahre mit Ihnen, und erkläre dem Grafen, daß ich Lindenhains Tochter heirathe.

Jetzt sprang er auf, und rief: „Elender! du wagst es, dich meinem Befehle zu widersetzen? — Ich frage dich noch einmal . . ."

Ich werde und kann Ihnen nie eine andre Antwort geben.

„Diesen Brief zu dem Grafen Rode!" sagte er zu meiner Schwester.

Noch ein Wort, mein Oheim, ehe Sie ihn abschicken. Was ich von Ihnen zu erwarten habe, weiß ich; Sie aber nicht, was Sie von mir zu erwarten haben. Es ist also nöthig, daß wir uns mit einander verständigen. Ich kann Ihren Widerwillen gegen mich, da ich die Quelle kenne, entschuldigen. Sie wollen mein Herr seyn, und sind es mit aller nur möglichen Strenge gewesen. Sie lieben konnte ich also nicht, wohl aber Ihnen gehorchen: darum bat mich meine Mutter. Ich gehorchte Ihnen, weil ich meiner Mutter gehorchen wollte. Und die Belohnung für meinen fürch=

terlich schmerzhaften Gehorsam? Sie verachteten mich, weil Sie glaubten, der Wunsch, Ihr Erbe zu werden, mache mich so unterwürfig. Noch einmal: mein Gehorsam war nur Folge meiner Liebe zu der besten Mutter. Er wurde Gewohnheit: nun fürchtete ich Sie in der That. — Wen man fürchtet, den liebt man nicht. Also ich kann Sie nicht lieben; aber Sie — sollen mich wenigstens nicht verachten können. Enterben Sie mich; ich werde es ruhig ertragen. Wenn Sie es wirklich thun — auch dann bin ich Ihnen noch immer das Glück meines Lebens schuldig: meine Anne, die ich mit Leidenschaft liebe. (Er sah mich stolz an; ich fuhr ruhig fort.) Sie können vielleicht glauben, das sey der Einfall einer lebhaften Stunde, eines raschen Aufwallens; aber dann würden Sie irren. So habe ich gefühlt und gedacht, seitdem ich denken kann. Und nun noch einmal: Anne wird meine Frau, so wahr ich lebe! Deshalb ersuche ich Sie, den Brief nicht wegzuschicken.

Er stand mit finsterem Gesichte da, so daß ich glaubte, jetzt müßte sein Zorn hervorbrechen. Es

geschah nicht; und nun fing ich beinahe wieder an, ihn zu fürchten.

Als er gleich nachher in sein Cabinet gegangen war, umarmten mich meine Mutter und meine Schwester. In dieser Umarmung und in ihrem ganzen Betragen war etwas Ungewöhnliches; eine gewisse Achtung, die sie mir vorher nie gezeigt hatten, machte ihre Liebe noch zärtlicher. O, mein Bruder! sagte meine sonst so furchtsame Schwester mit Stolz: jetzt fürchte ich nichts mehr! Meine Mutter übergab mir noch an demselben Tage die Familienpapiere, als wäre ich heute mündig geworden. Und war es denn nicht so? — Ich schäme mich, daß ich so lange eine Kette trug, die ein Wort zersprengen konnte.

Jetzt erst lebe ich, Franz; jetzt erst! Selbst die Domestiken, die mich vorher mit einer spöttischen Ehrerbietung behandelten, weil ich ein Kind war, haben eine andre Miene gegen mich angenommen. Ich bin heiterer, liebe Annen, liebe meine Mutter und meine Schwester noch zärtlicher, bin nachsichti-

ger gegen meinen Oheim, gegen die ganze Welt; denn — ich bin frei geworden! Adieu.

5.

* * *n.

Nein, Franz! nie werde ich (was du mir zu rathen scheinst) meinen Oheim betriegen. Es thut mir schon weh, ihm nicht mit jeder Minute sagen zu dürfen, daß alle seine Bemühungen, mich seinem Willen geneigter zu machen, vergeblich sind. Seitdem die Erklärung unter uns vorfiel, hat er sich gänzlich verändert. Er setzte mir schon am folgenden Tage ein bestimmtes, und wirklich allzu ansehnliches, Jahrgeld aus. Ein Paar Tage nachher ernannte mich der Fürst zum Kammerherrn. Kammerjunker wurde ich bald nach der Regierungsveränderung; und schon damals zeichnete mich der Fürst um meines Oheims willen aus. Ich sehe wohl, welche Absicht dieser dabei hat, daß er mich in die Hof-Carriere bringt, die er selbst nicht liebt. Er will es unmöglich machen, einer Bürgerlichen, und zumal Annen, meine Hand zu geben. Ich bin täg-

lich um den Fürsten: wie dürfte ich es nun wagen, die Tochter eines Mannes, den er haßt, zu heirathen? Uebrigens führt mich mein Oheim von einem rauschenden Vergnügen zum andern, und nimmt, gegen seine Gewohnheit, an allen Festen Theil. Ohne Zweifel will er mich durch den Glanz des Hofes blenden.

Guter Gott! und wenn ich Abends mit meiner Anne unter ihren Akazien gehe, durch die der Himmel mit seinen Sternen, oder der Mond mit seinem sanften Lichte schimmert: dann habe ich — den Hof? nein, die ganze Erde, das ganze Leben vergessen. O, wie können glänzende Flittern so blenden, daß man meint, ich würde meinen Himmel, die glücklichste Liebe, für einen glänzenden Saal voll langweiliger, falscher Höflichkeit vertauschen!

Lindenhain ist bald unruhiger, als er, glaube ich, zu seyn braucht, bald ruhiger als er seyn sollte. Sein Prozeß wird in die Länge gezogen, und bald sehr streng, bald wieder sehr lässig geführt. Er glaubt, in diesem Benehmen die schonende Hand meines Oheims zu sehen. Um ihn nicht ohne

Noth zu beunruhigen, schweige ich ganz von dessen Verlangen, daß ich meine Liebe aufgeben soll; und so ist wenigstens meine Anne ruhig, vielleicht noch ruhiger, als in den glücklichsten Tagen ihres Vaters. Sie liebt die Stille, und den Aufenthalt in der Natur. Dort ist sie die Seele, die Alles um sich her mit reiner Heiterkeit, mit kindlicher Unschuld belebt. Sie wird für hochmüthig gehalten, und so freuet man sich über den Fall ihres Vaters, weil sich nun, glaubt man, ihr Stolz wohl legen müsse. Ich begreife nicht, Anne, sagte ich zu ihr, wie man Ihnen diesen Fehler Schuld geben kann.

„Ach," erwiederte sie; „ich kann es mir wohl erklären. Gewiß habe ich den Fehler nicht; ich stand aber nicht an der rechten Stelle. Die Pracht, der Glanz der großen Welt imponirte mir, und noch mehr das freie, ungezwungene Wesen der Vornehmen, und ihre so leichte Unterhaltung, die freilich keinen grosen Werth hat. Ich war blöde, und blieb es. Mein Vater, der sich wohl nicht imponiren, aber doch blenden ließ, wünschte, daß ich mich in das Wesen schicken möchte. Nun that

ich, was ich konnte, und versteckte meine Blödigkeit, deren ich nicht Herr war, hinter kaltem Ernst. Ich sprach, weil mein Vater es wollte; doch alles, was ich sagte, war erzwungen. So schien ich hochmüthig, ohne etwas anderes zu seyn, als furchtsam. Jetzt, da ich Niemanden sehe als Sie, und einige Familien, denen mein Vater aufgeholfen hat: jetzt bin ich glücklich. „Hier," (sie breitete, wie begeistert, ihre Arme gegen das blühende Gebüsch aus, das von Johanniswürmchen glänzte), „unter den schwebenden Brillanten der Natur, hier unter diesem Plafond, den die Abendsonne mit Purpur bemahlt, hier unter den Düften, welche die Natur aus den Nachtviolen verstreuet, und hier" (sie warf sich mit Thränen in meine Arme) „an dem Herzen, das mich liebt, bin ich glücklich. O, wenn auch mein Vater es wäre, so könnte ich mich freuen, daß ich nicht mehr so reich bin!"

Meine geliebte Anne, sagte ich, und drückte sie an mein Herz: — macht diese Freude dich nicht reicher, als du, o h n e sie, mit allen Schätzen der Erde seyn würdest? —

Sie sagt nicht ein Wort darüber, daß ich am Hofe lebe, und ist ganz ruhig. Warum sollte sie es auch nicht seyn? Weiß sie doch, daß ich alle meine Hoffnungen, meine Aussichten, ohne Reue hingeben würde, wenn sie der Preis dafür wäre. Oft stehe ich mitten in dem rauschenden Lärmen spottend da, und freue mich, daß ich allem diesem Glanze mit Lachen auf immer Lebewohl sagen könnte. Ich lasse meinen Oheim thun, was er will. Sein Despotismus; seyn Unmuth, daß er mich nicht überlisten kann; des Fürsten Unwille über Lindenhain: — alles ist gegen mich. Aber ich bin meiner gewiß, und so bleibe ich ruhig. Denn sag, Franz, was darf ein Mensch fürchten, der entschlossen ist, sein Leben an den Wunsch seines Herzens zu setzen? Mag Lindenhain alles verlieren; ich habe ein Gütchen das uns Brod giebt, und an den Festtagen auch wohl eine Flasche Wein. Wie reich würden sich Millionen Menschen in meiner Lage glauben! Und wie reich bin ich selbst durch die Liebe meiner Anne! O, wie glücklich werde ich seyn.

6.

Borum.

Franz, sieh den Namen des Ortes an, von wo ich dir schreibe, und du wirst — Doch nein! du kannst nicht wissen, wie glücklich ich bin; kannst dir nicht vorstellen, welche liebliche Musik es mir war, als ich ein Mädchen die Kette im Brunnen aufwinden hörte. Ich mußte an das Fenster treten, mußte einen gerührten Blick auf den Brunnen werfen, und anbetend an Den denken, der in das Herz die unauslöschliche Liebe zum Vaterlande drückte. — Mein Oheim hat mich nach Borum geführt, und ich verdanke ihm wieder einige der schönsten Stunden in meinem Leben.

Wir waren seit sechs Monaten in der Residenz ganz ruhig. Mein Oheim beobachtete mich, ich ließ es mich aber nicht kümmern, und hatte für nichts Augen, als für das Herz meiner Anne. Da ich auf alles gefaßt war, so konnte mir auch alles gleichgültig seyn. Der Fürst zeichnete mich immer mehr aus; und ich gestehe dir gern, daß es mir wohlthat. Er legte mir einmal die Hand auf die

Schulter, und sagte: „Holm, ich werde Sie, glaube ich, bald lieb haben. Es wäre mein Wunsch, Sie irgendwo anzustellen, wo Sie dem Lande nützlich seyn könnten; aber ich möchte Sie auch nicht gern aus meiner Nähe verlieren. Denken Sie darüber nach, und sagen Sie mir dann gelegentlich Ihre Wünsche," — Lächle du über den Thoren, so viel du willst! Dennoch gestehe ich dir, daß mein Herz vor Vergnügen ungestümm klopfte. Ich nahm mir sogar schon vor, dem Fürsten bei der nächsten Veranlassung zu sagen, daß ich Annen liebte, und so weiter; denn in diesem Augenblicke hätte ich darauf geschworen, er werde sich für alles, was mich betreffe, interessiren. Ich erzählte Annen die Scene; und nun verschwand mein Triumph schon zur Hälfte. Sie seufzte: „ach, kann ein Fürst je zu Ihnen sagen, ich liebe Sie? Ich erröthete, warf mich in ihre Arme, und stand am Abend wieder mit meiner alten Empfindung in dem fürstlichen Saale.

Der Oberhofmeister flisterte mir frohlockend zu: mein Glück sey so gut wie gemacht, da der Fürst

mich mit seiner Gnade beehre und so großes Vertrauen in meinen Oheim setze. Das ließ mich ganz kalt. Aber nun gab mir der Fürst einen nicht ganz unwichtigen Auftrag. Als ich ihn erfüllt hatte, wurde ich in sein Cabinet gerufen, und mein Bericht lag vor ihm. Er sagte lächelnd: „Holm, es ist gut, daß nur ich diese Papiere sehe, daß es nur meine Sache ist. Meine Räthe würden es Ihnen kaum verzeihen, daß Sie nicht Ihren Kopf allein, daß Sie auch Ihr Herz haben reden lassen. Wenn etwas mich angeht, so können Sie es ganz dreist immer so machen. Ich liebe ein warmes Herz nicht weniger, als einen guten Kopf; jenes ist oft mit einem guten Sprunge da, wohin dieser oft kaum auf hundert Umwegen kommt. Gestehen Sie mir aber nur, Ihr Benehmen gegen den Oberamtmann war ein wenig unvorsichtig, und es kam Ihnen eben so viel darauf an, ihn zu schonen, als meinen Auftrag gut zu erfüllen; denn mißlingen konnte es auf diese Weise allerdings. Doch ich ehre in meinen Dienern mehr den Menschen, als ich das Werkzeug meines Willens in ihnen liebe. Fahren Sie

so fort. Bei mir hat Ihnen Ihr Benehmen keinen übeln Dienst geleistet. Wir dürfen nicht immer Menschen seyn, lieber Holm, merken Sie Sich das. Aber wehe dem, der es da, wo er es seyn darf, nicht mit Freuden ist! Ihr Oheim würde Ihr Verhalten nicht billigen, und das Lob, das ich Ihnen gebe, eben so wenig. Wir wollen also Beide davon schweigen." — So sprach er mit himmlischer Güte, und ich würde ihm jetzt mein Leben aufgeopfert haben, wenn er es verlangt hätte.

Er gab mir einen neuen wichtigern Auftrag. „Das Geschäft," sagte er, „bedarf eines gewandten Kopfes, aber auch eines warmen Herzens. Sie werden auf meinen Vortheil sehen, doch die Unterthanen darüber nicht versäumen. Wie gesagt, es wird mir lieb seyn, wenn Sie so fortfahren."

Ich erfüllte den Auftrag, der eigene Schwierigkeiten hatte, mit vielem Glücke, mehr durch offnes Benehmen, als durch Kunst. Der Fürst war sehr mit mir zufrieden, und äußerte das auf eine ganz unzweideutige Weise. Sogar mein Oheim wünschte mir darüber Glück, und zwar mit einer so frohen

Bestürzung, daß ich augenscheinlich sah, er hatte mir wenigstens dies Mal keine Falle gestellt. Seitdem begleite ich den Fürsten öfters auf die Jagd. Er behandelt mich mit einem sehr ehrenden Vertrauen, spricht sogar mit mir über die Härte in dem Charakter meines Oheims, und sagt, daß er ihn achtet, aber ihn nicht lieben kann. Neulich nahm er mich mit nach einem Lustschlosse, und zwar beinahe mich allein vom ganzen Hofe. Ich müßte unter seinen Augen, mit ihm arbeiten. Nun wagte ich es einmal, das Gespräch von weiten auf Lindenhain zu bringen, und ihn mit einigen Worten zu vertheidigen. Der Fürst sah mich scharf an, und sagte kalt, davon höre ich nicht gerne etwas. Die Sache ist im Gange. Es wird sich finden.

Er ging und ließ mich betroffen stehen. Ich schüttelte den Kopf, und wagte es nicht wieder, etwas zu sagen. Nun begreife ich, guter Freund, warum der gehaßte Unschuldige an einem Hofe so selten einen Fürsprecher hat. — Der Fürst betrug sich nachher wieder so gütig gegen mich, als zuvor, ja noch gütiger, und ich wurde — lache nicht! —

sein beneideter Günstling. „Hören Sie, Holm,“ sagte er einmal, als ich mit ihm im Schloßgarten auf und nieder ging, mit seiner unwiderstehlichen Freundlichkeit: „mich dünkt, ich habe ein Wort von einer Partie zwischen Ihnen und der schönen reichen Gräfin Rode gehört.“

Wohl kaum, Ew. Durchlaucht, erwiederte ich. Mein Oheim kam einmal auf die Idee; er hat sie aber, glaube ich, schon lange wieder aufgegeben, da er weiß, daß meine Neigung fixirt ist.

„Er hat sie gar nicht aufgegeben. Vielmehr weiß ich, daß der Graf Rode darauf entrirt, und daß auch die junge Gräfin nicht abgeneigt ist. Frei heraus, Holm! ich liebe den Grafen Rode, und sehe es gern, wenn meine Freunde in Verbindung sind. Deshalb interessire ich mich ein wenig für diese Heirath, und würde gern dazu beitragen, daß sie zu Stande käme.“ Wir waren jetzt gerade am Ende der Allee bei den Uebrigen, und er ging zu ihnen, ohne meine Antwort zu erwarten. Er sprach nun mit meinem Oheim, und offenbar von mir, da man mich öfters ansah.

Ich fühlte sehr wohl, lieber Franz, daß ich der Gunst des Fürsten würde entsagen müssen, und es that mir leid; doch über meinen Entschluß war ich nicht einen Augenblick zweifelhaft, so sehr auch meine neue Lage schon anfing mir zu gefallen.

Ich erzählte Annen, was sie auch durch das Gerücht erfahren konnte: den Antrag des Fürsten. Sie umarmte mich schweigend, und sagte dann: „der Fürst nimmt meinem Vater sein Vermögen! . . . Holm! der Hof fängt an Ihnen zu gefallen, die Gunst des Fürsten ist Ihnen werth geworden. Wehe mir, wenn Ihnen sein höchstes Vertrauen, seine Freundschaft, jemals mehr seyn könnte, als dieser Händedruck!“

Meine Versichrungen beruhigten sie ein wenig, doch nicht ganz. Als ich nach Hause ging, überlegte ich, daß alle meine Triumphe doch nicht Eine unruhige Minute werth sind, die Anne um meinetwillen hat. Ich sagte zu meinem Oheim, der jetzt auf einem sehr artigen Fuße mit mir umgeht: der Fürst interessirt sich für eine Verbindung zwischen mir und der Gräfin Rode. Er hat heute mit mir darüber gesprochen.

Mein Oheim fragte lächelnd: „und du?“

Ich hatte nicht mehr Zeit zum Antworten; wir waren am Ende der Allee.

„Der Fürst hat dein Schweigen als ein Ja genommen, und spricht noch heute mit dem Grafen Rode.“

Das würde ich bedauern, lieber Oheim; denn der Fürst hat keine Ursache, es so zu nehmen.

„Er hat es so genommen, sage ich dir. Das weiß ich von ihm selbst; und auch, daß er dem Grafen Rode die Nachricht mittheilen wird. Ob dein Stillschweigen dies oder etwas Andres meinen sollte, ist jetzt in der That sehr gleichgültig. Der Fürst wird von dir doch wohl das Opfer verlangen, es so gemeint zu haben, wie er es ausgelegt hat. Oder glaubst du das nicht?“

Das kann seyn; aber niemals, lieber Oheim, werde ich ihm das Opfer bringen. Sie scheinen zu wünschen, daß ich am Hofe leben, und den Beifall des Fürsten haben soll. Meine Neigung ist der Hof nicht. Ich bin nur Ihrem Befehle gehorsam, und werde Ihnen immer gehorchen, bis auf Einen

Punkt. Es ist vielleicht gut, wenn ich Ihnen noch einmal bestimmt sage, daß ich Lindenhains Tochter heirathe.

Lächelnd erwiederte er: „nun gut! Es ist jetzt, denke ich, des Fürsten Sache; ich werde mich nicht hineinmischen. Der Fürst haßt Lindenhainen unversöhnlich: das mußt du bemerkt haben, wenn du in seiner Gegenwart je dessen Namen genannt hast; und der Befehl deines Fürsten . . .“ —

Wird mich nie zu etwas vermögen, das meine Ehre nicht erlaubt. Sie mußten das wissen, um entweder jeden weitern Schritt des Fürsten zu verhüten, oder sich nicht zu wundern, wenn ich das bestimmteste Nein sage.

Mein Oheim sah mich bedenklich an. „Also wäre es mit deiner so ruhmvoll angefangenen Laufbahn auf einmal wieder zu Ende?“ sagte er endlich kalt. „Mich wird nur das Hohngelächter deiner Neider ärgern, wenn sie das Gebäude unserer Familiengröße plötzlich wieder einstürzen sehen. Ich und der Graf Rode an der Spitze der Geschäfte; du der Liebling, der vertraute Freund des Fürsten:

welch eine große, schöne Aussicht für uns und für das Land! . . . Junger Mensch, der Fürst liebt dich mehr, als du selbst weißt, als du in dem ehrgeitzigsten Traume hoffen dürftest. Möchtest du meinethalben fallen, wenn du es willst. Aber ist es dir gleichgültig, daß du deinen Oheim, deine ganze Familie, deine Schwester, deren lange genährte Hoffnungen die Gunst des Fürsten zu völliger Gewißheit macht, daß du uns Alle mit in deinen Fall verwickelst? Und welch ein Fall! — Tausende haben die Gunst ihres Fürsten verloren, und blieben noch immer groß, noch immer beneidenswerth. Du aber? Anstatt mit der Gräfin Rode, trittst du mit der Tochter eines verachteten, beschimpften Bettlers an den Altar; anstatt in dem herrlichen und beneideten Glanze des Hofes zu leben, schleichst du mit einem Bürgermädchen in eine Bauerhütte! O, ich sehe schon, wie elende Menschen, die nicht halb so viel werth sind, als du, die Achseln über dich zucken, und recht gütig gegen dich zu seyn glauben, wenn sie sagen: nun ja! es war ein ganz guter Mensch, aber freilich etwas ein=

fältig. Er hat schale Romane gelesen, und bildete sich nun ein, er müsse, um sich interessant zu machen, auch einen spielen."

Bei dieser Rede war er nicht hitzig, sondern beinahe wehmüthig geworden. Ich wollte ihn beruhigen, und sagte: warum sehen Sie die Sache in einem so schwarzen Lichte? Muß es denn gerade so seyn, wie Sie es da schildern? Wenn ich des Fürsten Liebe habe: wird sie mir zu gar nichts helfen?

„Recht, mon neveu!" sagte er nun sehr freundlich. „Laß uns nichts übereilen. Wir werden ja sehen!"

Am folgenden Tage bat er mich, eine Reise mit ihm zu machen. Wir fuhren nach Holmheim, wo er das in der That sehr schöne Schloß zu unserm Empfange besonders hatte einrichten und prächtig möbliren lassen. Er wies mir den einen Flügel zur Wohnung an, und gab, als ihm ein Paar schwer beladene Wagen aus der Residenz nachgefolgt waren, dem umwohnenden Adel einige sehr glänzende Feten, bei denen ich — seltsam genug! — die Haupt-

person machte. Franz, in der Residenz hatte ich noch nicht so recht gewußt, was es heißt, der Günstling eines Fürsten zu seyn. Hier erst lernte ich es, und, die Wahrheit zu gestehen, mit recht angenehmen Empfindungen. Mein Oheim gab mir den süssen Zaubersaft aus dem schönsten Gefäße zu schlürfen. Jetzt verstand ich, was meine Schwester meinte, als sie mir bei dem Abschiede sagte, nimm dich in Acht! man will dich bestricken! Ich verstand es; und dennoch ging ich in das Netz meines Oheims. Mit wirklichem Wohlgefallen hörte ich ihm zu, als er mir rieth, mich in der Gunst des Fürsten immer mehr zu befestigen, sie aber nur bei den wichtigsten Fällen zu benutzen und in kleineren Angelegenheiten lieber meinen immer stärker wachsenden Einfluß auf die Minister anzuwenden. Ich Thor! da horchte ich lächelnd auf die Pfeife des Vogelfängers! Doch, wie er nur den Namen „Gräfin Rode" nannte, war auf einmal alles vorbei, und er hatte die Mühe, wieder von vorn anfangen zu müssen.

Endlich fuhren wir, ohne daß ich es wußte, nach Borum, dem kleinen Gütchen meines edlen Va-

ters, wo ich geboren bin, und die ersten — ach! die einzig glücklichen — Jahre meiner Jugend verlebt habe. Mein Oheim wollte mir, nach seiner Pracht und seinem Glanze, nun auch die Armuth, die dunkle Stille zeigen; darum fuhr er mit mir hieher. O, er hätte, um mir die Armuth zu verleiden, nicht Vorum wählen müssen. — „Hier wären wir denn!" sagte er, als wir am Hofthore hielten, das von Brettern zusammengeschlagen ist. Ich erkannte es an dem Querbalken, mit dem es verschlossen wird, und auf dem mich, als Kind, ein alter Bedienter, wenn ich recht fleißig gewesen war, zuweilen reiten ließ. Als ich auf den Hof trat, flogen meine Augen mit den frohesten Blikken rings umher; meine ganze Kindheit stand wieder vor mir, und ich sah meinen edlen Vater unter den beiden Kastanienbäumen vor dem Hause sitzen, unter deren Schatten ich so glücklich gewesen bin. Der alte Verwalter, der im Dienste unserer Familie grau geworden ist, kam mir mit vertraulicher Freude entgegen. „Junker Joseph!" sagte er, und drückte mir die Hände. Er wieder-

holte wohl zehnmal: „ach, lieber Junker Joseph!“ und seine Augen benetzten sich. So wurde ich empfangen! Und vor dem nassen Auge des Alten, und bei seinen herzlichen Händedrücken verwandelte sich nun das Häuschen in den Pallast einer Fee. Ich vergaß den Hof, den Fürsten, meinen Oheim, Alles in der Welt, und warf mich an den Hals des guten Mannes. Gott Lob, Vater, sagte ich, daß ich dich noch wiedersehe! — „Ja, Gott Lob!“ wiederholte der Alte, der jetzt endlich Worte fand. „Was macht denn die liebe Mama, und was Fräulein Mieke?“ (So nannte man meine Schwester.) „Ich muß Ihnen doch meinen Xaver zeigen, wie groß der geworden ist!“ — Da kam seyn Sohn, mein Spielgefährte in der Kindheit, und schüttelte mir die Hand. In dem Augenblicke sagte mein Oheim, dem der Auftritt wohl ein wenig zu warm seyn mochte: „nun, lieber Kammerherr, wir wollen hinein gehen. . . . Freuet Euch Alter; aus dem Junker Joseph ist der Herr Kammerherr von Holm geworden.“

Kammerherr oder Junker, Ihr Gnaden, das gilt vor Gott und einem alten treuen Diener dasselbe, wenn er nur noch das treue Herz hat. Und das hat er, der barmherzige Gott sey gelobt! Nicht wahr, Junker Joseph?" Endlich verließ mich der Alte mit seinem Sohne, und es freuete mich, daß ich allein war; denn auch mein Oheim entfernte sich.

Ich ging nun umher auf dem Schauplatze meiner Jugend, mit den alten Träumereien, den alten Schmerzen und Freuden. Hier hatte ich meinen Vater sterben sehen; hier geknieet, seinen Seegen zu empfangen. — An die Tage der Kindheit knüpfte meine Phantasie jene Klosterinsel, jene Fahrten auf dem Rhein, und dann meine selige Liebe zu Annen. Nun war ich immer glücklich gewesen. Hier werde ich mit Annen sitzen, dachte ich, wie mein Vater und meine Mutter hier saßen, unter diesem heiligen Schatten der Kastanienbäume. Hier in dem Wohnzimmer meiner Eltern will auch ich wohnen, in dieser Kammer schlafen, und ein Weinstock soll wieder das Fenster beschatten.

Endlich ging ich zu meinem Oheim hinauf, der mit Briefschreiben beschäftigt war. „Nun? du hast dich ja recht genau besehen!“ sagte er lächelnd. „Eine wahre Baracke, die in zehn Jahren zusammen fällt! Ich begreife nicht, wie dein Vater es hier ausgehalten hat.“

Ich mochte ihm nicht antworten. Er hatte mich hieher geführt, daß ich den Abstand zwischen diesem Häuschen und seinen Pallästen fühlen sollte. O, wie sehr verrechnete er sich! Seine Palläste, seine Marmorsäle voll Seide, Gold und Kristall, sind dennoch leer; hier aber, aus diesen kleinen Zimmerchen, wehet mir der Geist einer schönen Liebe entgegen. Dort kützelt süßer Duft von theuern Wohlgerüchen die Sinne; hier aber füllt der Hauch, der lebendige Athem der Natur das Herz mit süßem Vergnügen. Dort begegnen mir starre, kalte Pracht, und boshafter, hämischer Neid; hier taumelt mir in lieblichen Gestalten meine frohe, unschuldige Kindheit entgegen, und schlingt um mein Herz die unzerreißlichsten Bande.

Mein Oheim mochte glauben, ich fühlte das alles, was ich hatte fühlen sollen. Nun suchte er den Eindruck zu verstärken. Er zog spöttische Parallelen zwischen Borum und der Residenz, zwischen dem alten Verwalter, der meine Hände mit herzlichem Zutrauen drückte, und dem Hofe, der mir, dem Günstlinge des Fürsten, beneidete Huldigungen darbringt. Doch eben dadurch machte er meine Liebe zu Borum noch inniger, und meine Kälte gegen das vornehme Leben noch größer.

Am folgenden Morgen bei dem Anbruche des Tages stand der Verwalter vor meinem Bette, und störte mich in den schönsten Träumen. Ich sah ihn ein wenig finster, wohl gar verdrießlich, an. Nun sagte der Alte etwas ängstlich: ich dachte, wir wollten heute einmal wieder unter der Linde die Sonne aufgehen sehn. — Das wollen wir! sagte ich, und schüttelte ihm die Hand. Er führte mich über den Kirchhof nach der Linde, und natürlicher Weise wurde ich von dem Monumente meines Vaters angezogen. Ich betrachtete mit Rührung die einfach schönen Worte, welche meine Mutter hat

hinein hauen lassen: „hier ruhet ein guter Mensch!“ — Das steht, sagte der Verwalter, auf jedem Leichensteine; aber nicht das, Junker Joseph. Er führte mich an die Rückseite, und da sah ich eine andre Inschrift, welche die Gemeine nach der Abreise meiner Mutter, ohne unser Wissen, hat einhauen lassen; die Worte: „das bezeugen alle Einwohner von Borum.“ Der Verwalter erzählte mir, wie die Gemeine auf den Gedanken gekommen wäre; dann nahm er meine Hand, und setzte kräftig hinzu: Ihr Herr Onkel, Junker Joseph, sagte gestern ein Paar Worte von Kammerherren, und die Bedienten haben mir noch mehr erzählt, worüber ich mich zwar freue, was mich aber auch bange gemacht hat. O, lieber Junker Joseph, Ihr seliger Papa hatte keinen Titel, und war auch nicht reich; aber eine solche Inschrift, die ein ganzes Dorf einem Manne sechs Jahre nach seinem Tode setzen läßt, ist, denke ich, in den Augen Gottes und guter Menschen, eben so viel werth, als ein Titel, so lang wie der Titel unsers Fürsten auf den Edikten: denn die heiligen Engel, die wohl

manchmal hier zwischen den Leichensteinen schweben mögen, haben gewiß Respeckt vor diesen sechs Worten.

Ich hörte das Uebrige nicht, was er noch sagte; (es war eine ziemlich lange Rede.) Und würdest du, rief eine Stimme in meinem Innern, eine solche Inschrift verdienen können, wenn du am Hofe fortlebtest? In eben dem Augenblick, als ich dies dachte, ging die Sonne auf, und warf durch das Gebüsch neben dem Grabmale nur Einen Strahl auf die Worte: „hier ruhet ein guter Mensch!“ Dieser Zufall erschütterte mich. Ich war stolzer, als je die höchste Gunst des Fürsten mich machen könnte, und reichte dem Verwalter die Hand, mit dem festen Entschlusse, hier zu leben, und eine Inschrift zu verdienen, wie mein Vater sie bekommen hat.

Heute reisen wir wieder zurück. Mein Oheim ist zufrieden mit mir; denn ich habe geschwiegen. Er weiß nicht, daß der unhöfliche Verwalter, die Inschrift auf dem bloßen Sandsteine, das Häuschen mit den Kastanien, die herzliche Zutraulichkeit der Bauern, (er nennt sie Rohheit) mir festere Ketten

angelegt haben, als der Fürst, der Hof und alle Pracht es jemals können.

7.

* * *n.

Nun ist alles geschehen, lieber Franz. Ob ich besser daran bin, als vorher? Gewiß! Ob glücklicher? Auch das! Ja, ich kann es mir nicht leugnen, obgleich wieder eine weite Kluft zwischen mir und meinen Wünschen liegt, obgleich mein schöner Traum dahin ist, und mir in der öden Welt nichts übrig bleibt, als die Seufzer einer unglücklichen Liebe.

Als ich mit meinem Oheim wieder hier in der Residenz war, reihete er Fest an Fest, und die Gräfin Rode war bei allen die Königin. Ich sah an den errathenden Blicken, die meine Mutter zuweilen auf mich warf, daß sie glaubte, ich wäre von ihm gefangen. Und sie mußte auf diesen Gedanken kommen; denn ich ging jetzt selten zu Lindenhain, um meinen Oheim nicht aufzubringen, ehe der Prozeß geendigt wäre. Anne war unruhig; ich schwieg

aber selbst gegen sie, bis ihr Vater mir sagte, sie verzehre sich zwischen Furcht und Hoffnung. Meine Anne, fragte ich sie nun bei dem ersten Wiedersehen; was ist das höchste Glück der Liebe? (Sie sah mich verwundert an.) Wodurch erhält diese heftige Leidenschaft Ruhe? — „Nur durch unerschütterlichen Glauben an gegenseitige Treue,„ antwortete sie.

Recht, meine Anne; nur dadurch. Gott gebe dir diese Ruhe! Ich Anne, fühle sie, und verdiene, daß auch du sie fühlst.

„Weißt du, was mein Schicksal seyn müßte, wenn ich betrogen würde?"

Ich weiß es, Anne. Aber sey ruhig. Ich liebe dich, und nur dich allein; nichts außer dir. Seit einigen Wochen komme ich seltener zu dir, um dich desto früher immer zu sehen. Bald bin ich ganz dein. — Sie umarmte mich, und war nun ruhig. Mein Oheim sprach nicht mehr von seinem Plane, und suchte nur ein Verhältniß des Vertrauens zwischen mir und der Gräfin Rode zu bewirken. Ich war höflich, aber kalt. Am Hofe hielt man meine

Verbindung für gewiß, und die ganze Stadt sprach schon davon. Selbst Lindenhain empfieng mich jetzt mit einer mißtrauischen Kälte; nur Anne war heiter und ruhig. Dieses feste Vertrauen in meine Redlichkeit machte mich stolz, sogar eitel; ich wurde nun noch geheimnißvoller mit meinem Plane, und ging noch seltner zu Annen. O, meine Eitelkeit machte mich unglücklich!

Mein Oheim glaubte, er habe vollkommen gesiegt, und es bedürfe nur noch eines Anstoßes, mich zu einer Erklärung zu bringen. Er wendet sich an den Fürsten. Dieser, der mich wirklich liebt, und den Menschen genug achtet, um auch meine Liebe zu achten, deren Gegenstand er noch nicht kennt, antwortet ihm: er wisse, daß ich meine Neigung schon fixirt habe. Mein Oheim versichert, sie sey schon vergangen, und es komme nur darauf an, mein Vorurtheil, daß ich mein Wort halten müsse, zu besiegen. Der Fürst erbietet sich nun, diese Verbindung zu vermitteln, wenn er gewiß seyn könne, daß er sich nicht aussetze.

Bei der ersten Gelegenheit spricht er mit mir darüber. Guter Franz, ich muß dir gestehen, das eben hatte meine thörichte, unbesonnene Eitelkeit erwartet. Ich Thor! der ich den Hof so gut zu kennen glaubte, und ihn doch gar nicht kannte! Nein, es war etwas Andres. Meine Eitelkeit glaubte, ich müßte eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machen. In dem stolzen Wahne, daß ich dem Fürsten unentbehrlich wäre, wollte ich alles: meinen Oheim nicht erbittern, die Gunst des Fürsten behalten, Lindenhains Prozeß zu Ende bringen, Annen heirathen, den Sommer mit ihr in Borum leben, und den Winter am Hofe der mächtige Günstling seyn.

„Holm," sagte der Fürst, als wir von einigen Gnadenbezeugungen sprachen, für die ich mich interessirte: „wann wirst du denn endlich einmal für dich etwas fodern? Kann ich dir denn gar nichts geben, als meine Freundschaft?" Er nahm den *** Orden aus seiner Chatulle, hängte ihn mir um, und versicherte mir dabei seine ewige Liebe. — Franz, ich war sehr gerührt, — mehr der

Worte wegen, die er mir sagte, als durch das Geschenk, das er mir machte. — „Und,“ fragte er so menschlich lächelnd, „auch ich darf doch wohl auf deine Liebe rechnen?“

Auf meine Liebe, auf meine tiefste Verehrung, auf meine ewige Dankbarkeit, auf mein Leben, sobald Sie es fodern.

„Lieber Holm, du rührst mich in der That! Welch ein Unmensch hat das Sprichwort erfunden: ein Fürst könne keinen Freund haben! Ich habe einen!“ (Jetzt wollte ich mich ihm entdecken; er fuhr aber fort:) Und nun, lieber Holm, — denn eine Belohnung fodert und giebt die Freundschaft immer — laß mich heute Abend dem Hofe ankündigen, daß die Gräfin Rode deine Braut ist. Ich habe“ — (das sagte er lächelnd) „meinen Kopf darauf gesetzt, daß es so seyn soll.“

O gnädigster Herr! fiel ich erschrocken ein —

„Ich weiß wohl,“ unterbrach er mich schnell, daß du eine Neigung gehabt hast; damit ist es aber, höre ich, vorüber. Nun bitt' ich dich als Freund, und befehle dir als Fürst, die Hand der Gräfin Rode anzunehmen.“

Ich

Ich liebe noch immer mit der heißesten Leidenschaft, und beschwöre Ew. Durchlaucht, mich . . . —

Er legte mir scherzend die Hand auf den Mund. „Ich höre meine Freunde nicht gern mit solcher Heftigkeit von einer andern Liebe reden, als von der zu mir. Nun desto besser! du wirst also die Gräfin Rode weniger lieben, als mich.“

Ich werde Sie, gnädigster Herr, unendlich lieben, (denn Sie werden mich unendlich glücklich machen), wenn Sie mir erlauben, meinem Herzen zu folgen.

„In Ernst, Holm,“ sagte er weniger freundlich; „ich höre nicht gern so angelegentlich von einer Leidenschaft reden, die einem Manne nur zur Erholung dienen muß. Uebrigens fürchte ich nicht, daß du mir die erste Bitte abschlagen wirst, die ich an dich thue. Ich liebe und schätze den Grafen Roden. Er könnte meinen Dienst, oder wohl gar mein Land verlassen, wenn er nicht durch seine Tochter hier festgehalten würde. Mit Einem Wort, ich habe meinen Kopf darauf gesetzt, ihn zu behal-

ten und dich glücklich zu machen. Die Gräfin ist jung, schön, gebildet und reich: was kannst du dir weiter wünschen! Laß mich, Holm; du wirst mir dafür danken: denn deine schwärmerische Liebe ist ja doch nur ein flüchtiger Rausch, eine Jugendspielerei."

Wenn sie das auch wäre, gnädigster Herr — meine Hand gehört nicht länger mir; ich habe mein Wort gegeben. Welchen Bürgen für meine Redlichkeit hätten denn Ew. Durchlaucht, wenn ich irgend einem Menschen mein Wort brechen könnte! ... O, eben diese Stunde, die Sie mir durch eine neue Versicherung Ihrer Gnade geheiligt haben, hatte ich dazu bestimmt, mich Ihnen zu Füßen zu werfen, und das Einzige, was mir zum vollkommensten Glücke noch fehlt, von Ihnen zu erflehen. Ich liebe, ich werde geliebt, und weiß, daß es einem edlen Herzen sein Glück, seine Ruhe kosten würde, ...

„Noch einmal: ich liebe die Uebertreibungen nicht, besonders wenn von dieser Leidenschaft die Rede ist. Man wird ein Stündchen weinen, vielleicht

auch das nicht einmal. — Wer ist denn die Schöne, der zu Ehren du so tapfer streitest?"

Die Tochter des unglücklichen Lindenhain.

Des Fürsten Miene wurde sehr ernst und kalt. „Das ist unmöglich! Du weißt doch Holm ...? Wie soll ich diese Seltsamkeit nehmen!"

Ich weiß, daß Lindenhain so unglücklich gewesen ist, sich Ew. Durchlaucht Ungnade zuzuziehen; allein ...

„So unglücklich? Willst du deine Worte wohl ein wenig genauer wählen? Er hat Verbrechen begangen, für die meine bloße Ungnade eine sehr geringe Strafe seyn würde! ... Aber fühlst du denn wirklich nicht, wie — ich will das mildeste Wort brauchen — wie unbescheiden, wie ungeziemend es von dir ist, um meine Erlaubniß zu einer solchen Verbindung zu bitten? Hast du in Ernst daran gedacht, mir vor dem ganzen Hofe ein Ridikule zu geben? Es ist ein Glück, daß noch Niemand etwas von dieser seltsamen Neigung weiß. Ich will nie wieder ein Wort darüber hören. Merke

dir das! . . . Also darf ich dem Hofe deine Verbindung mit der Gräfin annocyren?"

Fodern Sie mein Leben, gnädigster Herr; nur das nicht! Es ist unmöglich!

Er kehrte mir den Rücken zu, klingelte, und ließ sich Hut und Stock geben. Ich war so schwach, zu erblassen und zu zittern. „Wenn ich Sie brauche, will ich Sie rufen lassen," sagte er noch in der Thür, so kalt, so verächtlich als möglich. Der Kammerdiener, der mir noch vor einer halben Stunde die allertiefste Verbeugung gemacht hatte, sah mich nun über die Achsel an. Ich war verabschiedet, und ging ergrimmt nach Hause.

So unwahrscheinlich dieser Fall auch seyn mochte, ich hatte ihn dennoch vorher berechnet; und da schien es mir so leicht, die Fesseln abzuwerfen, so leicht, wie jener Philosoph, zu sagen: wenn der Fürst mich entbehren kann; gut! ich kann ihn entbehren! Jetzt aber? — Ich stahl mich beschämt und verwirrt nach Hause. Der Hof war mir dennoch mehr, als ich geglaubt hatte. Doch ich muß mir auch Gerechtigkeit widerfahren lassen. Gewiß,

ich bereuete mein Benehmen nicht, und fühlte, daß ich im Stande wäre, dasselbe noch tausendmal zu thun und zu sagen. — Als ich zu Hause kam, war ich ungewiß, ob ich meinen Oheim sprechen sollte, oder nicht.

Mein Oheim kam mir gerade entgegen, und sogleich fiel ihm der Orden auf meiner Brust in die Augen. Er umarmte mich zärtlich; denn nun war ja, meinte er, alles richtig. Jetzt wurden wir aber durch einen Besuch unterbrochen, und sahen einander den ganzen Tag nicht wieder. Am folgenden Morgen fuhr er in die Conferenz, ohne mich gesehen zu haben; und aus der kam er glühend vor Zorn zu Hause. Er warf mir wüthend vor, daß ich ein Bürgermädchen heirathen wollte, und daß ich ihn durch mein Stillschweigen bei dem Fürsten kompromittirt hätte. Nach und nach wurde er ruhiger, und sagte mir ziemlich sanft: es gebe kein anderes Mittel, die fast gänzlich verdorbene Sache wieder herzustellen, als daß ich die Hand der Gräfin Rode annähme. Es blieb mir in diesen Umständen nichts Andres übrig, als völlig zu brechen. Ich

erklärte ihm geradezu: daß keine Verführung, keine List, keine Lockung, keine Gewalt in der Welt, mich bewegen könnte, meine Anne zu verlassen. Er stellte mir freundlich alles vor, was die Phantasie eines jungen Menschen verführen kann; ich sagte ihm aber ruhig: meinen Sie denn, daß ich des Fürsten Freundschaft gern entbehre? Meine Lage fesselte mich stärker, als ich selbst es glaubte, und vielleicht wäre ich nach einem Jahre nicht mehr stark genug gewesen, der Ehrsucht zu widerstehen. Jetzt kann ich es noch, dem Himmel sey Dank! und ich will es; bei Gott! ich will es.

Er sah mir starr in die Augen, drückte mir dann die Hand, und ging aus dem Zimmer. Am Abend spät ließ er mich rufen, und gab mir ein Papier: den Befehl, daß Lindenhain verhaftet werden sollte. „Ich will nicht mit dir streiten, ob es so recht ist,“ hob er ruhig an. „Lindenhain hat wenigstens den Buchstaben der Gesetze gegen sich, und er ist — das kannst du mir glauben — verloren, wenn du ihn nicht rettest. Lies! (Mit diesen Worten gab er mir einen Stoß Akten.)

Ich las. Lindenhain war schlecht vertheidigt worden, und der treuherzige Mann hatte jeden kleinen Fehler allzu ehrlich eingestanden. Ich sah an meines Oheims Kälte sehr wohl, daß sein Entschluß gefaßt sey, und mußte ihm nun kalte Entschlossenheit entgegen setzen. Und wie glauben Sie denn, fragte ich, daß ich ihn retten kann?

„Wenn du die Hand der Gräfin Rode annimmst. Diesen Preis hat der Fürst auf Lindenhains Freiheit gesetzt.“

Dann, sagte ich, so kalt als möglich, ist er ohne Zweifel verloren.

„Junger Mensch,“ hob er warnend wieder an; „er kann zu zwanzigjährigem Festungsarrest verurtheilt werden! . . . Joseph,“ fuhr er mit einer Art von Zärtlichkeit fort; „wir kämpfen gegen einander. Laß uns dabei offen zu Werke gehen. Du willst in den Armen des Mädchens glücklich werden, und ich will dich in eine ehrenvolle Laufbahn bringen. Der Zufall giebt mir den Sieg. Lindenhains Schicksal ist entschieden: ohne mein Zuthun, das glaube mir. Ich habe alles so mild zu machen

gesucht, als es der Unwille des Fürsten, und die Aengstlichkeit meiner Kollegen erlaubten. So steht es; und du wirst, hoffe ich, aus den Akten gesehen haben, daß ich nicht schuldig bin. Ich weiß, wie du am Ende handeln mußt; daher wünschte ich, daß du nicht mit deinem Schicksale grolltest, daß du gern zu thun schienest, was du zu thun nun doch einmal nicht umhin kannst."

Ich will es überlegen, mein Oheim, erwiederte ich.

Er sah nach der Uhr. „Gegen Eilf muß dein Entschluß gefaßt seyn."

Ich verbeugte mich bejahend, und ging nun sogleich zu Lindenhain, mit dem Entschlusse, ihm und Annen Alles zu sagen, und Beiden noch einmal feierlich zu erklären, daß ich die Gräfin Rode nie heirathen würde. Anne kam mir mit sorgenvoller Miene entgegen, und fiel mir, noch ehe sie wußte, was ich wollte, mit sanfter Wehmuth in die Arme. Ich faßte mich, so gut ich konnte, und sagte: Anne, unsre Gesinnungen stehen in unsrer Gewalt, nicht unsre Schicksale. Menschen können unser Glück, unsre Hoffnungen zerstören; aber un-

sern Willen dürfen sie nicht beugen. Ich bringe traurige Nachrichten; doch, lieber Vater, ich sage Ihnen auch mit sichrer Ruhe, daß nichts in der Welt mich je von dem Herzen meiner Anne reißen soll.

Anne schwankte ohnmächtig in meine Arme, und rief noch mit der letzten Kraft: Holm, rette meinen Vater! Indem ich mich über sie hin beugte, fiel der Orden auf Ihre Brust. „Junger Mensch," sagte Lindenhain ernst, mit einem schneidenden Tone; und nahm das Ordenszeichen in die Hand: dies kalte Metall drückt, glaube ich, das Herz des armen Mädchens. Das also ist der Preis, um den Sie meine Tochter verrathen!" — Er legte die Ohnmächtige schweigend auf den Sofa, und blickte dann mit Verachtung auf mich hin. Es war leicht voraus zu sehen, welche Scene erfolgen müßte, wenn Anne wieder zu sich käme, und ihr Vater seinen Verdacht gegen mich noch hätte. Ich riß den Orden von dem Bande ab, warf ihn in einen Winkel, legte meine Hand auf die kalte Brust des geliebten Mädchens, und sagte: möge mich der Fluch des Himmels treffen, wenn ich meine geliebte

Anne jemals verlasse, meine Hand jemals einer Andren gebe!

„Darf ich Ihnen trauen?“ fragte er.

Fodern Sie, welchen Beweis Sie wollen.

„Nun wohl! so überlassen Sie mich meinem Schicksal, und geben Annen Ihre Hand. Ich bin ein Greis, und kann die wenigen Tage, die ich noch zu leben habe, sehr wohl einem geliebten Kinde opfern. Wir sprechen nicht ein Wort mehr davon.“

Jetzt schlug Anne die Augen auf, und ihre ersten Worte waren: retten Sie meinen Vater! Ich schwieg in dumpfer Verzweiflung, und meine ganze Entschlossenheit war dahin; denn erst jetzt fühlte ich das Schreckliche meiner Lage, in welcher mir keine andere Wahl blieb, als mein oder ein fremdes Elend. „Sie wollen also?“ rief der Vater mir zu: „Sie wollen?“ — Nein, antwortete ich: nichts will ich, gar nichts! Der Himmel vollende unser Schicksal! Ich will das Urtheil nicht sprechen.

Anne sah mich, und dann auch ihren Vater, ängstlich an. O, was ist es? was haben Sie be-

schlossen? — „Das Beste für uns Alle," sagte Lindenhain. „Du gehst mit deinem künftigen Manne aus dem Lande, nach Borum. Wir nehmen jetzt Abschied von einander. Ich komme nach, sobald mein Prozeß geendigt ist. . . . Sie zögern?" fragte er.

Nein, ich bin bereit! erwiederte ich. Aber lieber Vater, wenn Sie hier auf Menschlichkeit rechnen, so irren Sie Sich. — In diesem Augenblick glaubte ich einen sehr glücklichen Gedanken zu haben. Gehen Sie mit uns, lieber Vater! rief ich. Ersparen Sie durch Ihre Flucht den grausamen Menschen ein Verbrechen.

Er lächelte. „Haben Sie draußen nicht Leute gesehen? Man hält mich schon jetzt in Gefangenschaft. — Nun war meine Entschlossenheit aufs neue wieder hin. Lindenhain trieb uns; doch Anne ließ sich nicht bewegen.

„Welchen Preis," fragte er endlich kalt, „hat man auf meine Freiheit gesetzt? Antworten Sie ruhig, lieber Holm. Höre zu, Anne! Bin ich zu retten, so will ich gerettet seyn; bin ich es nicht,

so fodere ich von euch, daß Ihr handelt, wie Ihr sollt. Also welchen Preis?“

Ich soll die Gräfin Rode heirathen, sagte ich, als er seine Frage wiederholte.

„Anne, hörst du? . . . Wollen Sie das? Werden Sie je auf irgend eine Bedingung die Gräfin heirathen?

Ja, mein Vater! rief Anne; ich gebe ihm meine Ansprüche zurück. Er wird, er muß, wenn er mich liebt.

„Holm, antworten Sie. Werden Sie die Gräfin Rode heirathen?“

Nimmermehr, mein Vater! nimmermehr! Mein Leben für Ihre Rettung; aber nicht meine Anne.

„Anne, wenn Holm die Gräfin heirathete: — würdest du es überleben?“

Ach, das glaube ich nicht, mein Vater; aber es wird mich auch tödten, wenn man Sie mißhandelt.

„Du siehst also,“ sagte er kalt, „ich bin nicht zu retten. Und darum, mein Sohn Holm, übergebe ich Ihnen meine Tochter, und verlange,

daß Sie unverzüglich mit ihr abreisen sollen ... Liebe Anne, was ist es denn mehr, als eine leere Drohung? Man kann ja nicht leugnen, daß ich unschuldig bin, und wird dem Himmel danken, wenn ich endlich einmal gehe.“ Er machte Annen Muth, und war so heiter, daß auch ich wieder Muth bekam. Ich umfaßte meine Geliebte, und redete ihr zu. Sie wollte schon von ihrem Vater Abschied nehmen, als auf einmal ein Officier herein trat, und zu mir sagte: ich habe im Namen des Fürsten mit Ihnen zu reden, Herr Kammerherr.

Mein Schwiegervatter und meine Braut, erwiederte ich, dürfen alles wissen, was mich betrifft. Was haben Sie mir zu sagen?

Se. Durchlaucht verlangen Ihr Ehrenwort, daß Sie ohne Dero Erlaubniß die Residenz nicht verlassen wollen.

Nein, mein Herr! Sagen Sie dem Fürsten, es sey mir unmöglich seinen Wunsch zu erfüllen.

Auf diesen Fall habe ich Befehl, Sie zu Ihrem Oheim zu begleiten.

Jetzt hatte ich meine ganze Entschlossenheit wieder. Ich bat den Officier, er möchte meinen Oheim ersuchen, zu mir in Lindenhains Haus zu kommen, und dabei erklärte ich ihm, daß nur Gewalt mich von hier wegbringen würde. Uebrigens gab ich ihm mein Ehrenwort, nicht eher aus dem Zimmer zu gehen, als bis er zurückgekehrt wäre.

Mein Oheim kam mit sehr finstrer Stirn. Wir stehen jetzt auf einem völlig entscheidenden Punkte, hob ich an. Man hat mir meine Freiheit genommen. Ich will erwarten, unter welchem Vorwande, und auf wie lange. Man muß Gewalt brauchen, Aufsehen erregende Gewalt, wenn ich dies Haus verlassen soll. Ich bin entschlossen, mit meiner Braut nach Borum zu reisen, noch in dieser Nacht, noch diesen Augenblick, wenn man mich nicht gewaltsam daran hindert. Mit Recht kann es mir Niemand wehren. Komm Anne! komm, meine Geliebte! Wir reisen!

Mein Oheim hatte die Fassung verloren; endlich sagte er: du trotzest, Neffe. Ich begreife aber nicht, wie du vergessen kannst, daß dein Trotz dem

Vater deiner Geliebten höchst nachtheilig seyn muß. . . . Oder, Herr Lindenhain, sollten sie nach dem letzten Verhöre wirklich noch auf Rettung hoffen? Dann irren Sie Sich. — Weiß Ihre Tochter, welches Schicksal sie erwartet?"

Anne erblaßte, und ich stand erwartungsvoll da.

Ich kenne mein Schicksal, sagte Lindenhain. Aber Ihr grausamen Menschen habt euch verrechnet. Die Quellen meines Lebens sind vergiftet, und eure Freude kann nicht länger als einige Tage dauern. Meine Kinder werden glücklich seyn, und nur über den Tod ihres Vaters weinen, nicht über sein Unglück. Geht, meine Kinder; mein Seegen folgt euch. Ich bin glücklich, wenn Ihr es seyd. Er umfaßte uns, mit Thränen in den Augen. Dann wendete er sich zu meinem Oheim: Herr Präsident, man glaubt, mich unglücklich gemacht zu haben; und dennoch bin ich zu beneiden.

„Gewiß, Herr Lindenhain," sagte mein Oheim, in einer ihm ungewöhnlichen Bewegung; „ich will Ihr Unglück nicht. Es freuete mich, daß ich einen Weg sah, Sie zu retten. Glauben Sie mir, es

ist der einzige, auf dem Sie Sich retten können. Ich möchte Ihre Tochter nicht gern erschrecken; zwingen Sie mich nicht, zu reden!"

Lindenhain tratt ernst auf meinen Oheim zu. Ob Sie mein Unglück wollen, oder meine Rettung, das weiß ich nicht. Man hat mir aber keine Wahl übrig gelassen, als zwischen meinem Tode und dem langen Elende meiner Tochter. Ich habe gewählt, wie ein Mann, der seine Pflichten kennt, wie ein Vater, der für das Glück seiner Tochter tausend Leben hingäbe, wie ein Greis, der nur noch wenige Tage aufzuopfern hat. Wenn Ihr Neffe die Gräfin Rode heirathete, so wäre es dasselbe, als ob er meiner Tochter einen Dolch in das Herz stieße. . . . Was ich zu thun im Stande bin, um meine Tochter zu retten, davon hat ein Mann, wie Sie, Herr Präsident, keinen Begriff. Ich weiß wohl, daß Sie ihr mit ein Paar Worten die heiligsten Schwüre ablocken könnten, nie die Gattin Ihres Neffen zu werden; ich weiß, daß Ihr Neffe selbst, wenn Sie sprächen, zwar Ihnen fluchen, aber dennoch Ihren Wunsch erfüllen würde. Aber Sie wissen nicht, wie ohnmächtig

mächtig ihr Haß, und wie allmächtig die Liebe eines Vaters ist. Sie lächeln? . . . Seitdem Sie mir meine Rettung antrugen, wenn ich das Glück meines Kindes aufopfern wollte, habe ich diese Stunde vorausgesehen. Ihr Neffe erfuhr nicht, in welcher Gefahr ich schwebte. Aber ich sah, was man zur Absicht hatte. Mir blieb kein anders Mittel übrig, als das letzte, das fürchterlichste, der . . . — Er brach auf einmal ab.

Wir Alle, selbst mein Oheim, waren bei dem feierlichen Tone des Greises wie erstarrt. Anne — und das sah ich gern — lag schluchzend auf meiner Schulter und schien die Worte ihres Vaters kaum zu hören. Dieser faßte nun meines Oheims Hand, zeigte ihm heimlich etwas, und flisterte ihm dabei ein Paar Worte zu. Und nun, Herr Präsident, fuhr er dann fort, wird es von Ihnen abhangen, zu reden oder zu schweigen, zu retten oder zu verderben! . . . Du reisest in dieser Nacht, meine Tochter.

Mein Oheim war erblaßt. Er faßte meine Hand, daß ich nicht gehen sollte, schien einige Augenblicke

nachzusinnen, und sagte dann langsam: „ich gebe den Gedanken an die Gräfin Rode auf, und will dich nicht zwingen, sie zu heirathen. Und so, mein Herr, wäre denn das Leben Ihrer Tochter, für das Sie besorgt waren, gerettet. Lassen Sie mich nun auch etwas für Sie thun, Herr Lindenhain. Ich bin nicht Ihr Feind. Mein Neffe soll mir nur versprechen, drei Jahre lang Ihre Tochter nicht zu sehen, ihr nicht zu schreiben, und gar keine Art von Verbindung mit ihr zu unterhalten. Verstehen Sie mich: drei Jahre lang! Dann mag er Ihre Tochter heirathen, und ich will nichts dagegen sagen. Versprich das, Neffe; und Herr Lindenhain soll noch in dieser Nacht reisen dürfen, wohin er will."

Anne warf sich meinem Oheim zu Füßen, und versprach alles, so wie ich selbst es that. Lindenhain sah mich starr an. Und wenn Sie in den drei Jahren meine Tochter vergeßen? . . . Versprecht das nicht, meine Kinder; Ihr seht die Schlange unter den Blumen nicht.

Ich fühlte, daß Lindenhain mit seiner Warnung nicht Unrecht hatte; mein Oheim sagte aber: „dies Opfer muß dem Fürsten nothwendig gebracht werden, wenn er nicht glauben soll, ich habe ihn betrogen. Es wird mir Mühe genug kosten," setzte er ruhig hinzu, „den Grafen Rode zu bereden, daß er das Scheitern des Planes mit seiner Tochter und meinem Neffen auf sich nimmt. Merkte der Fürst, oder einer meiner Feinde, daß noch die mindeste Verbindung zwischen Ihnen, Mademoiselle, und dir, mein Neffe, Statt fände: wer anders wäre dann das Opfer für meine Nachsicht, als ich selbst?" — Das mußten wir freilich zugeben.

Mein Oheim ließ nun einen Wagen kommen, und man packte. Selbst Lindenhain, der jetzt einen Schimmer von Hoffnung hatte, fing wieder an, Liebe zum Leben zu fühlen, und eilte, die Anstalten zur Reise zu treffen. Anne gab mir einen Wink, und ich folgte ihr in den Garten. Unter dem Kreise von Akazien sagte sie: drei Jahre! ohne dich, ohne zu wissen, wo du bist! . . . Und wenn sie nun vorüber sind, diese drei langen trüben Jahre: wo

werde ich dann dich finden! und wie! Wirst du mir auch noch treu seyn, Joseph?

Hier! sagte ich; unter diesen Akazien, findest du mich, Anne, und treu, mit eben dem Herzen, wie in dieser Stunde! —

O, diese letzte Umarmung! Welch ein Versprechen hatte mein grausamer Oheim uns abgedrungen! Er war! als ich wieder in das Zimmer kam, schon weggegangen; sonst hätte ich mein Wort zurückgenommen: denn ich kannte seine Absicht sehr wohl. Lindenhain schien nun jeden Verdacht verloren zu haben; er hatte die langen drei Jahre gänzlich vergessen, und war voll Freude darüber, daß er dem engen und finstern Gefängnisse entgieng, welches man ihm zugedacht hatte.

Er und meine Anne setzten sich endlich in den Wagen, und fuhren ab. Ich ging unter den Akazien-Kreis zurück, und es war mir, als läge ich im dunkelsten Gefängniß, von allen Menschen abgesondert. Drei Jahre! dachte ich, verzweifelnd. Aber treu will ich meiner Geliebten seyn: das schwöre ich bei den Sternen des Himmels.

8.

* * *n.

Fühle ich nicht eben so gut, wie du, lieber Franz, daß es thöricht von mir war, die Bedingung meines Oheims einzugehen? Ich wußte von dem ersten Augenblicke an, welche Absicht er dabei hatte. Aber in jener schrecklichen Stunde hätte ich, um Annen von ihrer Angst zu befreien, wohl etwas noch Thörichteres versprochen. Ich würde meine Zusage ohne Bedenken brechen, wenn ich wüßte, wo Anne wäre, und wenn ich nicht sogar Ursache hätte zu befürchten, daß vielleicht Lindenhain noch in der Gewalt meines Oheims ist.

Das Uebrige, was ich dir noch zu sagen habe, gilt um nichts mehr, als das Compliment an die Zuschauer, wenn der Vorhang fällt. Ich sollte an den Hof gehen, und that es; denn ich glaube nun doch, daß der Fürst und mein Oheim nicht aus Einer Karte spielen. Der Graf Rode brach die Verbindung mit uns ab, daß der Fürst sich wieder mit mir aussöhnen könnte; ich sehe indeß wohl, daß der Gedanke an diese Verbindung noch nicht aufge-

geben ist. So spielt jeder sein Spiel, nur mich ausgenommen, der ich aber dafür jedem seins zu verderben suche.

Man hatte dem Fürsten gesagt: ich sey bereit, seinen Wunsch zu erfüllen, und wünsche nur Aufschub, um die Sache mit Anstand einleiten zu können. Er nahm mich etwas feierlich, aber doch gnädig, auf. Und ich, mein guter Franz? Ich thue seitdem alles, um mir selbst das Spiel zu verderben. Seit drei Tagen könnte ich meinem Oheim Brief und Siegel darüber geben, daß ich es mit dem Fürsten auf immer verdorben habe. Und das wollte ich eben; denn — hätte nicht dieser gefährliche Ort mich beinahe mir selbst untreu gemacht?

Mein Oheim glaubt noch immer, ich soll wieder die vorige Rolle bei dem Fürsten bekommen; aber damit ist es vorbei. Vorgestern trug mir der Fürst halb und halb eine Mission nach Koblenz an den Kurfürsten auf; und ich bezeugte ihm die froheste Dankbarkeit dafür, daß ich wieder an dem Orte leben sollte, wo ich meine Jugend zugebracht habe.

Er sah mich finster an, und nun, hoffe ich, werd' ich dahin kommen, um — nichts zu thun.

9.

* * *n.

Ich gehe nach Koblenz, lieber Franz, obgleich mein Oheim damit sehr unzufrieden ist. Er hat mir über mein Benehmen bittre Vorwürfe gemacht: „ich sage dir voraus, du bist vergessen!“

Nein, gewiß nicht, lieber Oheim! erwiederte ich. Er sprach von dem Fürsten, ich von meiner Anne. Du bekommst hierbei die Abschrift eines Briefes von ihr. Lies, und höre endlich auf, unserer Herzen, der Liebe, und selbst der Tugend zu spotten.

In dem Briefe findest du die rührende Erzählung von den letzten Stunden ihres Vaters; und du mußt mich für einen Bösewicht halten, wenn du jetzt noch glauben kannst, daß ich Annen vergessen werde. Franz, du kennst das Herz eben so wenig, wie mein Oheim.

Ein armer Mann brachte mir den Brief, und war verschwunden, ehe ich das Couvert erbrochen hatte. Sie muß, glaube ich, hier in der Nähe seyn, da kein Postzeichen auf dem Briefe war. Ich habe seitdem alle kleinen Städte in der Nähe durchsucht, und mich in allen Klöstern erkundigt, ob eine Kostgängerin darinn aufgenommen sey; doch umsonst. Kannst du noch an ihrer Treue zweifeln, da sie das Versprechen, das sie meinem Oheim gegeben hat, so gewissenhaft erfüllt?

10.

Koblenz.

Hier, Franz, auf der Insel, unter dem Gebüsche, wo ich sie zum ersten Male sah, hier sitze ich, und schreibe dir mit zitternder Hand. Sie ist todt! meine Anne ist todt! O, nur auf dieser kleinen Insel, nur in diesem Gebüsche mag ich noch athmen; alles Andre ist für mich mit ihr todt. Wo ich auch bin, oder seyn möchte, hier, auf der andern Hemisphäre, in den Wüsten des brennenden Afrika, in dem Eise des Nordens: überall sähe ich nur das

Grab, in welches die Grausamkeit meines nächsten Verwandten sie stürzte. Und was hat er denn damit gewonnen? Ich kann nur trauern, nur jammern, bis das Grab auch mich aufnimmt.

Es ist mir, als trauerte die ganze Natur über den Verlust ihrer schönsten Zierde. Sie wollen mich aufrichten, mich trösten. Meine Mutter und meine Schwester schreiben mir so viel Gutes, so viel Schönes. Ach, sie wissen nicht, daß es Schmerzen giebt, die man selbst in dem Schooße der Seligkeit nicht vergessen könnte; sie begreifen nicht, daß der Schmerz dem ganz Unglücklichen die Welt seyn kann, in der allein er zu leben wünscht.

II.

***n.

Ich bin wieder hier in ***n, und habe unter den Akazien geseufzt, unter denen sie mir beim Abschiede sagte: „in drei Jahren!“ Erst anderthalb sind seitdem verflossen, und sie ist schon Staub! — Dein Verdacht, Franz, war leer; deine Hoffnung ein Traum. Ach, im ersten Augenblicke goß dein

Brief ein glühendes, tausendfaches Leben in meine Brust. Ich kann dir nicht beschreiben, was ich empfand, als ich darin die Worte las: „dein Oheim hat einen zu grosen Vortheil davon, wenn du Annen für todt hältst. Ist sie auch wirklich todt? hat man dich nicht getäuscht?" Ob ich gleich den Brief, den sie mir sterbend schrieb, bekommen, und auch einen Brief von der Aebtissin des Luzien-Klosters über ihren Tod in Händen hatte: — deine Worte jagten mich dennoch gewaltsam auf. Ich nahm Courier-Pferde, und kam mit einer so lebendigen Hoffnung hier an, daß ich meiner Mutter entgegen rief: sie lebt! mein Oheim hat mich betrogen! — „Um Gottes willen!" sagte meine Mutter: „ist es möglich!" Ich erkundigte mich nun, und mein Herz wurde aufs neue von banger Verzweiflung ergriffen, als mir gesagt wurde: mein Oheim wisse nichts von Annens Tode, sondern glaube noch immer, daß sie lebe.

Anne hatte meiner Mutter geschrieben, und sie gebeten, den beigelegten Brief an mich nicht eher abgehen zu lassen, als bis sie einen zweiten von der

Aebtissin des Klosters, in welchem sie sich befinde, erhalten habe. Hier hast du eine Abschrift ihres Briefes. — — Sie hat mir mein Bildniß wiedergeschickt, den Ring aber, das Pfand meiner Treue, mit in ihr Grab genommen. Das Alles weiß ich durch meine Mutter. Mein Oheim ist unschuldig; er erschrack sehr heftig, als ich ihm sagte; Anne ist todt!

O, so nahe war sie bei mir! in dem Luzien-Kloster! Ich fuhr hinaus, und ließ mich bei der Aebtissin melden. Die ehrwürdige Frau empfieng mich mit Thränen. Ich hatte keine. — Man führte mich, weil ich darum bat, auf die Zelle, wo sie gestorben ist, und nach ihrem Grabe. Ich setzte mich schweigend darauf, und lächelte, indeß mein Gehirn glühete. Die Aebtissin sagte: ich sehe, mein Sohn, Sie haben Sich in die Vaterhand Gottes ergeben. Der Barmherzige sey dafür gepriesen! — O, diese Menschen wissen von keinem Schmerz, der nicht schreiet. Das gänzliche Verzagen, das Versinken einer Seele kennen die Glücklichen nicht! — Ich nahm einen blühenden Grashalm und eine Handvoll

Erde von dem Grabe mit. Sie ist tod! Wann werde ich sagen können: ich folge dir, meine Anne.

12.

Koblenz.

Mein Oheim ließ mir einen Monat Ruhe; dann nahm er seine alten Plane wieder vor. In der That, ich mußte darüber lächeln. Lieber Oheim, sagte ich, lassen Sie mich nur noch ein Paar Monate um meine Anne trauern; Ihre Plane sind freilich recht gut. — Ich glaube, Franz, er liebt mich jetzt; denn er wurde darüber gar nicht aufgebracht. „Hier," sagte er am Ende, „erinnert dich zu viel an sie. Die Geschäfte in Koblenz werden dich zerstreuen. Reise dahin zurück, je eher je lieber." — Er weiß nicht, daß hier das Gebüsch ist, wo ich sie zuerst sah, und die Insel, auf der sie lebte; er weiß nicht, daß ich das verwelkte Grashälmchen und die Handvoll Erde habe.

Nein, Franz, ich kann Koblenz noch nicht verlassen. Ja, du hast Recht: ich bin krank; und solche Krankheiten, wie die meinige, heilt kein Arzt.

Der Glanz, das Getümmel deiner Kaiserstadt würde mich nicht zerstreuen. Wolltest du der Mutter, die am Sarge ihres einzigen Kindes sitzt, glückliche Mütter, mit gesunden Kindern in den Armen, zeigen? — Daß du endlich wieder in Wien bist, sehe ich gern. Du lebst nun unter den Augen deiner Verwandten, und das wird dich stiller, eingezogener, besser machen. Adieu. Wenn mein Schmerz, wie du hoffst, von den Flügeln der Zeit verwehet seyn wird, dann will ich zu dir kommen. Leb wohl!

Der Graf Franz Donach an den Baron Holm.

13.

Wien.

Da bin ich im Hafen, lieber Joseph. Sieh, man hatte die Ketten schon fertig, die mir angelegt werden sollten; und auf meine Einwilligung rechnete man mit der vollsten Gewißheit. Meine Familie hielt ein General-Concilium, worin man mir ganz trocken ankündigte, daß man mich verheirathen würde. So unangenehm und lächerlich mir

das auch war, so hatte ich doch nicht den Muth ein bestimmtes Nein zu sagen. Aber da verfügte ich mich aus den Umarmungen meiner frommen Tanten zu meiner Braut, spielte eine närrische Rolle, und beging vor ihren Augen ein Paar arge Unbesonnenheiten. Sie schlug meine Hand aus, und ich lief nun zu meinen Tanten, jammerte: „ich Unglücklicher!“ und bat sie, die Sache wieder ins Reine zu bringen, verderbte ihnen aber unter der Hand das Spiel, bis denn endlich Niemand mehr mit dem Vetter, „dem das Unglück auf dem Fuße folge,“ zu thun haben wollte. Ich spielte nun den Menschenfeind, verschwor die große Welt, ließ mir einen Arzt aufdringen, und so weiter. Während dessen richtete ich meine kleine Wirthschaft ein, die — sage du, was du willst — auf den Genuß, nur auf den Genuß, berechnet ist. Ich bewohne meinen väterlichen Pallast, der in einer Hauptstraße steht, gebe alle sechs Wochen eine große Fete, die ich unerträglich steif einrichte, und erscheine alle Monat einmal am Hofe, zwar richtig nach der strengsten Etikette gekleidet, aber so blöde, so ängst-

lich, daß die Pagen, wenn ich vorüber gehe, ihr Gespött mit mir treiben. Jedem, der sich mir nähert, erzähle ich, wie unglücklich es mir im Heirathen gehe, und daß mich im ganzen heiligen Römischen Reiche kein Fräulein haben möge. Dabei ist es denn bekannt geworden, daß ich die übelsten Launen, die unvernünftigste Eifersucht, den unüberwindlichsten Starrsinn, und bei einem großen Vermögen den schmutzigßen Geldgeitz habe. Auch hat man herausgebracht, daß ich mich jeden Abend mit ein Paar Narren oder Betriegern in den Seitenflügel meines Pallastes einschließe, um Betstunden zu halten, oder Gold zu machen. Mit dem Einschließen hat es seine Richtigkeit; nur führt aus dem Seitenflügel eine versteckte Thür in ein Häuschen, das von hinten an das meinige stößt, und auf eine Nebengasse hinausgeht. Das Häuschen hat mein toller, guter, geliebter Zaumer gekauft; und hier haben wir unsre kleine Welt eingerichtet: eine Welt voll heitern Lebens, und rascher, froher Bewegung. Da genieße ich denn einer freien Geselligkeit, die nur der Mittelstand ge-

ben kann, weil er unbeobachtet bleibt. Ein einfaches schwarzes Kleid und eine blonde Perrücke geben mir das Ansehn eines Geistlichen. Ich heiße Zaumer, und gelte für einen Anverwandten unsres Freundes. So führe ich ein doppeltes Leben: eins vorn im Hause, wo ich als Graf von Donach des Morgens studire, dann ausgehe, ausreite und dinire; das andre hinten im Hause, wo ich als Abbe Zaumer die Abende mit Freuden der Geselligkeit zubringe.

Da essen bei uns Künstler, Gelehrte, Schauspieler, Schauspielerinnen, lustige Brüder, seltsame Originale: die edelsten Menschen in Wien, und die tollsten. Ein Paar sehr gute Schüsseln; sehr guter Wein; die unbeschränkteste Freiheit, nach Belieben zu gehen, zu kommen, zu essen, zu trinken; die neuesten Bücher; Musik, Lektüre; Bequemlichkeiten aller Art für jede Laune: das zusammen hat nach und nach die besten Köpfe an unser Haus gefesselt. Zuweilen giebt es wohl ein Bacchanal, in einem Kreise von Schauspielern und tollen jovialischen Leuten; das verlegen wir aber in eine

Vor=

Vorstadt, oder in irgend einen Garten: mein Hinterhaus ist und bleibt ein schöner Tempel der Musen, der Grazien, des Socratisch-Aristippischen Genusses. Wir feiern Abende, die den schönsten Symposien der Alten unter Sokrates Vorsitze vielleicht nicht viel nachgeben.

Warum ich dir das so umständlich sage, lieber Joseph? — Ich will nicht über die Art deiner Empfindungen mit dir streiten. Es mag seyn, daß diese Feerei und diese schöne Täuschung einer treuen Liebe dich glücklich gemacht haben. Aber — Anne ist nun todt; und du wirst wenigstens nicht leugnen, daß deine finstre Trauer eine große Thorheit ist, wenn nicht gar Verrath an deinem eignen Leben. Verlaß dein Koblenz, deine Zauberinsel, und komm zu mir nach Wien. Die Freundschaft erwartet dich, mein Hinterhaus, meine Symposien, und ein Vergnügen, das nur der edelste Theil der Menschheit geben kann. Du wärest mir das sogar schuldig, Joseph. Ich liebe Zaumern: er kennt die Welt und das menschliche Herz; aber es ist, als erstarrte unter seinen Blicken das Leben. In deinen zitternden Ar-

men, an deiner hochschlagenden Brust, vor deinen nassen Augen, war ich besser: mag es auch Schwärmerei gewesen seyn, wie Zaumer meint. O, wenn ich eine Thorheit begangen hatte, dann scheuete ich deinen vergebenden Blick, deine entschuldigende Vertheidigung weit mehr, als Zaumers Vorwürfe. Seine Weisheit wird mich nie von einem Vergehen abhalten; deine Schwärmerei, die ich belachte, hat es gethan, und könnte es noch jetzt thun. Komm, und sey der gute Genius deines Freundes!

14.

Wien.

Du schwärmst ärger als je, mein guter, edler Joseph. Ich kann nur das Disputiren über Dinge, die so relativ sind, wie dieses, nicht leiden. Was ist Glück? Diese Frage läßt sich eben so schwer beantworten, als die: was ist schön? Der Wilde aus Nordamerika verläßt heimlich die Stadt, ein bequemes Haus, ein sorgenloses Leben, um wieder jeden Tag in dem unermeßlichen Labyrinthe seiner Wälder dem Tode zu trotzen. Man ruft ihm nach:

„du bist ein Thor!" und er jauchzt; denn seine Wüste hat ihn schon aufgenommen. Jeder sieht ein eignes Glück, wie einen eigenen Regenbogen, und zwar aus eben den Gründen. Das Beste, was der Mensch thun könnte, wäre, sein Glück in Ruhe zu genießen, und Andre das ihrige genießen zu lassen. Wie du nur dazu kommen magst, meine Art von Genuß des Lebens für lasterhaft zu halten! Du lieber, seltsamer Mensch! Ueber die Tugend ist ja noch nie ein Streit gewesen. Konfutse, Solon, Numa, der Gesetzgeber einer wilden Horde, Menschen, die tausend Meilen und tausend Jahre von einander trennen, sind in den moralischen Gesetzen so gleich, als hätten sie alle zu den Füßen Eines und eben desselben Lehrers gesessen; und wir Beiden, die in Einem Staate, bei einerlei Sitten, nach denselben Grundsätzen erzogen wurden: wir sollten über das Gute uneins seyn? Nimmermehr! Uneins sind wir nur über den Begriff des Glückes. Weiter gar nichts, lieber Joseph. Du liebst die Dämmerung, bei welcher alles in seinen Umrissen zerfließt, und nichts seine

feste Gestalt, nichts seine Farbe hat; du liebst die sanften, weit her schallenden Töne, welche jede Deutung leiden; du liebst die Zukunft, dunkle Farben, Thränen, und so weiter. Ich liebe das Mittagslicht, scharfe Umrisse, feste Gestalten, laute, fröhliche Töne, die Gegenwart, die Rosenfarbe, das Lachen und den Scherz. Es läßt sich sogar aus unsrer Erziehung erklären, warum wir, ich und du, so fühlen, so fühlen müssen. Ich tolerire dich, lieber Franz, und würde meine Hand nie gegen deine Träume, deine Feereien, deine Schatten, deine Opernwelt aufheben: so laß mich denn auch der meinigen in aller Ehrbarkeit genießen.

Liebe? Hm! guter Freund; wer sagt dir denn, daß ich diese Leidenschaft gar nicht kenne? Nur mache ich aus ihr nicht, wie du, den Zweck meines Daseyns, sondern, weil die Natur es so wollte, einen schönen, aber vorübergehenden Genuß. Ich hoffe nicht (was eine Wendung deines Briefes beinahe zu sagen scheint), daß du mich mit jenen Menschen verwechselst, die nichts kennen, als das Berauschen der Sinnlichkeit. Heirathen mag ich

nicht, eben, weil ich das Weib lieben will, mit dem ich lebe, eben, weil ich das Gesetz der Natur mehr achte, als die Gesetze der Convenienz. Glücklich zu seyn, ist mein Wunsch; aber auch glücklich zu machen. Der schöne Zug des jugendlichen Herzens soll mir ein Weib geben, nicht meine Familie. Frei soll dies Weib die Arme um mich schlingen; und so lange Jugend, Phantasie, Vertrauen, Freude und Zufriedenheit das Herz in dem vollen Pulsschlage der Liebe erhalten können, so lange soll diese uns beglücken: dann schlinge die Freundschaft ein weiteres, und dennoch festes Band um unsre Herzen. Mutter- und Vaterliebe erhalte mir das Vertrauen des Weibes, und ihr meine Freundschaft. Ich will nicht ihr Tyrann werden; sie sey nicht meine Peinigerin, und poche nicht auf Rechte, welche nur die Kirche, und nicht die Natur, ihr geben konnte.

Was du auch dazu sagen magst: sobald ich ein Mädchen finde, das zu diesen heitern Begriffen vom Leben paßt: so — Und ich denke, Freund, ich habe das Mädchen dazu schon gefunden. Dazu? zu

diesem Leben? Ich sage das freilich so leicht hin; aber, wenn ich das Mädchen darauf ansehe, so kann mir doch wohl der Gedanke einfallen, daß es Mühe kosten wird, sie von den Ketten des alten Aberglaubens zu befreien: denn, was Zaumer meint, daß sie eine ausgelernte Buhlerin sey, das kann ich von allem am wenigsten glauben.

Auf einem einsamen Spaziergange hat mir mein guter Genius dies Mädchen zugeführt. Ein bettelnder Knabe redete sie an, als ich gerade hinter einem Gebüsche stand, wo ich ihren vollen Anblick hatte. Sie war schön: das sah ich; aber nur, wie ich das auch an andern Mädchen tausendmal gesehen habe, ohne etwas dabei zu denken. Doch, als sie mit dem Knaben sprach; als ich ihre reine Stimme hörte, die von Mitleiden bebte; als ich die Blicke sah, die sie erst gleichgültig, dann immer theilnehmender, und endlich mit Funkeln und Thränen auf den Knaben heftete, der ihr das Elend seiner kranken Mutter sehr rührend schilderte: in der That, da gerieth ich in eine Art von Erstaunen.

Ich tratt mit den Worten: „armer, armer Knabe!“ und mit der Börse in der Hand, rasch hervor. „Wenn ich nur wüßte,“ setzte ich mit einem Blick auf das Mädchen hinzu, „ob auch Alles so ist, wie er es erzählt; dann wollte ich gern völlig helfen!“ und dabei gab ich dem Knaben eine kleine Summe. Das Mädchen erschrack. Eine Frau, die bei ihr war, und die sie Mutter nannte, (der Himmel mag wissen, wie eine Frau mit einem so zweideutigen Gesichte zu einer solchen Tochter gekommen ist!) mischte sich in das Gespräch. Ich bat diese Frau, sie möchte es übernehmen, für die kranke Mutter des Knaben zu sorgen, weil mich ein dringendes Geschäft auf einige Tage von Wien entfernte. „Es wird vielleicht nicht reichen,“ sagte ich, indem ich ihr einige Dukaten gab; „doch in ein Paar Tagen komme ich von meiner Reise zurück. Ich bitte mir nur ihre Adresse aus, um dann mehr für die Kranke thun zu können.“ Die Frau sagte mir ihre Wohnung; ich verbeugte mich, und ging meines Weges.

So hatte ich die Bekanntschaft auf eine ganz natürliche Art eingeleitet. Ich konnte das alles thun; denn die Kleidung beider Frauenzimmer war nur ärmlich. Unsre Bekanntschaft ließ sich gleichsam als das Mittel zu einem guten Werke betrachten, gegen das die jungfräuliche Zurückgezogenheit, die wie ein schützender Engel auf dem Gesichte des Mädchens schwebte, nichts einwenden konnte. Sie mußte sogar wünschen, mich wieder zu sehen. — Was mich jetzt anzog, war nur ihre Gestalt, ihr Gesicht und ihre Stimme; doch bei dem ersten Besuche, den ich ihr nach einigen Tagen machte, wurde ich durch den Geist, ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit bezaubert.

Die Mutter kam mir mit einer anbietenden Freundlichkeit entgegen. Die Tochter schien ängstlich zu seyn, und es immer mehr zu werden, je freundlicher die Mutter wurde. Diese belauerte jeden Blick, den ich auf die Tochter warf — nicht mit Argwohn, sondern mit offenbarem Vergnügen. Ein Paarmal ließ sie mich sogar mit der Tochter allein, und offenbar ganz absichtlich; doch unter vier

Augen wurde ich nur desto bescheidener. Sie waren arm, das sah ich; aber wahrscheinlich hatten sie bessere Tage gehabt: das konnte ich aus den Klagen der Mutter vermuthen, und erfuhr es mit Gewißheit aus ein Paar, ohne Absicht gesagten, Worten der augenscheinlich mit vieler Sorgfalt erzogenen Tochter.

Ich bat mir die Erlaubniß aus, sie bisweilen besuchen zu dürfen. Die Mutter gab sie mir ohne Bedenken, und als ich wegging, begleitete sie mich bis vor die Thür des Zimmers. Ich sagte ihr, daß ich über die Liebenswürdigkeit ihrer Tochter erstaunt wäre; und sie antwortete mit Winken und leisen Worten: o, Sie sollten das Kind nur näher kennen! Sie ist ein Engel! nur hat sie die Grille, alle ihre guten Eigenschaften verbergen zu wollen, als dürfte man die Gaben Gottes nicht zeigen. — Sie bat mich sehr inständig, oft wieder zu kommen. Kurz, sie ist ein gemeines Weib, bei dem Jeder, auch der verächtlichste Mensch, mit Gelde leichtes Spiel haben würde. Ich durfte mir nur merken lassen, daß meine Bekanntschaft mehr als ein Zu-

fall sey, so konnte es nicht fehlen, daß sie mir die Tochter antrug.

Aus der Verwirrung, in die sie gerieth, als ich von der armen Kranken anfing, merkte ich wohl, daß sie einen Theil des ihr anvertrauten Geldes behalten hätte. Ich gab ihr beim Abschiede noch eine Summe für die Kranke; und das Weib war so unverschämt, sie zu nehmen, trotz dem, daß sie nachtheilig von der Armen gesprochen hatte. Sie bat mich, ihrer Tochter von dieser Summe nichts zu sagen, weil . . . weil diese sonst die Summe auf einmal hingeben könnte, was doch nicht gut seyn würde.

„Es hängt von Ihnen ab, das Geld zu brauchen, wie Sie wollen," sagte ich.

Und wenn ich nun etwas für uns verwendete? fragte sie, wie scherzend.

„Mich dünkt, das dürfte Ihre Tochter noch weniger wissen!" sagte ich, ebenfalls wie scherzend. „Rechnen Sie übrigens in jedem Falle auf meine Freundschaft. Das sind ja Kleinigkeiten, die wir Ihrer Tochter verschweigen können."

Sie grinselte vor Vergnügen, und ich ging mit dem Entschlusse, die Tochter wenigstens aus den Klauen dieser Mutter zu retten. Zaumer lachte mir ins Gesicht. Sehen Sie denn nicht, sagte er, daß Mutter und Tochter Eine Rolle spielen? — Ich lächelte über den kalten Menschenkenner, der Jeden in sein Maß zwingen will, auch dich, lieber Joseph. Er hielt dich für einen Heuchler, und mich dünkt, er hält dich noch jetzt dafür. „Siehst du?" wirst du sagen: „habe ich das nicht längst gesehen, nicht längst gewußt?" Aber paßt denn sein Maß nicht auf die meisten Menschen? Und wenn auch nicht, guter Freund; ersetzt er nicht diese Kälte, diesen Unglauben an reine Tugend, durch das Verdienst der Freundschaft, der Heiterkeit, der guten Laune, des Ehrgefühls, der feinsten Delikatesse, der größten Gefälligkeit, der schönsten Mäßigung in allen seinen Begierden? Und sind denn solche Tugenden gar nichts werth? Man muß diesen Zaumer lieben, obgleich sein System nichts als Egoisterei ist. Aber — gesteh nur, Joseph, daß auch dein System Spuren davon hat.

Ich ging wieder zu meinen beiden Damen. Die Tochter war heute noch scheuer, und wurde bei jedem Besuche mißtrauischer gegen mich, so sehr ich mich auch in Acht nahm, sie nicht merken zu lassen, welchen Eindruck sie auf mich gemacht hatte. Endlich war ich genöthigt, mich gegen die Mutter, die mir sichtbar das Spiel verderbte, zu erklären. Ich ging sehr leise, um mich dem Weibe nicht zu verrathen, vor dessen Gemeinschaft ich mich schämte; allein sie war so zudringlich, und es lag ihr so viel daran, ihrer Sache und meiner Leidenschaft gewiß zu werden, daß ich wenigstens ihr sagen mußte, wie sehr ihre Tochter mir gefiele. Nun hatte ich aber grose Mühe, dieser gefühllosen niedrigen Seele begreiflich zu machen, daß die Tochter von meiner Leidenschaft nichts erfahren dürfe. Joseph, ich empfand eine Beschämung ohne Gleichen, als ich dieser Frau das alles sagte. Am Ende mußte ich ihr denn drohen, meinen Umgang mit ihrem Hause aufzugeben, wenn sie sich nicht ganz gleichgültig, kalt, und theilnahmlos bei allen meinen Besuchen stellte.

Das half. Die schöne Tochter schien nach weniger Zeit den Argwohn wieder zu verlieren, den sie durch die Ueberredungen ihrer Mutter bekommen hatte. Ich gewann allmählich ihr Vertrauen, da ich hinlänglich über mich wachte, um stets den Ton einer feinen wohlwollenden Achtung gegen sie zu behalten; und nun entdeckte ich in des Mädchens Seele unermeßliche Schätze von Güte, Unschuld und jeder weiblichen Tugend; aber zugleich auch einen Zug von Schwärmerei (freilich sehr edler Schwärmerei), der für den Plan meines Lebens gar nicht taugte.

Joseph, ich liebe sie von ganzer Seele. Nie hätte ich geglaubt, daß die Leidenschaft so gewaltig seyn könnte. Es ist fest beschlossen, sie soll glücklich werden; aber — auch ich will es seyn. Fürchte nichts, guter Joseph. Ich kann jetzt bisweilen sogar wünschen, dein Herz zu haben, um mich nur in dieser Welt voll Gefühle glücklich zu finden. Das ist nun aber einmal nicht, Joseph; mein Kopf macht so gut Ansprüche auf das Leben, als mein Herz. Doch betriegen will ich das Mädchen nicht,

darauf gebe ich dir mein Wort, und ich werde es halten.

Noch schwanke ich zwischen Planen, zwischen den Mitteln, die ich habe, glücklich zu werden, und das Mädchen glücklich zu machen. Aber, was auch geschehen könnte: — nie werde ich sie betriegen, und sollte auch mein Herz, das nur für sie so gewaltsam klopft, das Opfer meines Versprechens werden.

Leb wohl! O, könnten wir schwärmen, sobald wir wollten: wie glücklich wäre dann der Mensch! Du bist glücklich gewesen, lieber Joseph, höchst glücklich: das fühle ich jetzt; aber — hast du nicht mit dem Kummer deines ganzen Lebens das hohe Glück von ein Paar flüchtigen Monaten zu theuer erkauft? Und sollte Zaumer wohl nicht wenigstens darin Recht haben, daß der Mensch eine Thorheit begeht, wenn er etwas, das so hinfällig ist, zu sehr liebt oder haßt? Sollte er nicht Recht haben, wenn er sagt: kann die Natur, welche die Schönheit so vergänglich machte, wie alles Andre, eine ewige Liebe von uns fodern?

Leb wohl! Gewiß, ich bin nicht lasterhaft, Joseph!

15.

Wien.

Ich bin kein Bösewicht! so endigte sich, glaube ich, mein letzter Brief. Muß ich diesen wieder so anfangen? Du schreibst mir, ich sey auf dem Wege, einer zu werden. Aus welchem meiner Worte, ich bitte dich, hast du das Gift gesogen? . . . Warum, lieber Joseph, müßt Ihr denn so intolerant seyn? Troz allem, was Zaumer mir sagt, will ich das Mädchen ja nicht betriegen. Ich darf dir nur ganz einfach erzählen, um mich vor jedem Verdachte bei dir zu sichern. Des Mädchens Vertrauen habe ich im höchsten Grade gewonnen, und zwar dadurch, daß ich ihr offenherzig sagte, was ich über ihre Mutter dachte. Sie seufzte und schwieg. Ich setzte hinzu, daß ich sie an jedem andern Orte für sicherer halten würde, als bei ihrer eignen Mutter. Sie seufzte noch einmal, und sah vor sich nieder; dann legte sie die flachen Hände langsam zu-

sammen, und sagte: wohin soll ich? wohin könnte ich? Man muß das Uebel ertragen, wenn man das Bessere nicht in seiner Gewalt hat.

„Das Bessere, dächt' ich, stände in Ihrer Gewalt. Ich wiederhole Ihnen, daß ich sehr reich bin, und hoffe, daß Sie kein Bedenken tragen werden . . .“

Nein, gewiß nicht, sagte sie versichernd. Aber ich brauche nicht Geld, sondern den Schutz einer Matrone, einer Mutter, einer mütterlichen Freundin.

„Wenn Sie das für so nöthig halten,“ erwiederte ich lächelnd, „so weiß ich freilich keinen Rath, und Sie werden dann immer in dem Falle seyn, die schönste Zeit des Lebens, die Jugend, Ihrem guten Rufe aufzuopfern, für dessen Fleckenlosigkeit Ihre Mutter wenig thun würde.“

Was meinen Sie denn, fragte sie mit einem scharfen Blicke, daß ich thun sollte?

„Nichts, meine ich,“ antwortete ich aufrichtig; „denn wir Männer mögen die Sache wohl mit ganz andern Empfindungen ansehen. Ich weiß

nicht

nicht, warum Sie, ein Mädchen mit so viel Seele, mit so vieler Anlage zur Heiterkeit, so ganz abhängig von einer Frau bleiben wollen, die Ihnen das Leben doch nur unangenehm machen kann."

Sie meinen, ich sollte meine Mutter verlassen, und allein leben? Oder, was sonst?

„Das nicht. Eine Frau, die bezahlt würde, wäre hinlänglich, die Rolle einer Verwandtin zu spielen. Ihr Ruf und Ihre Unabhängigkeit wären dann zugleich gesichert. Es bedürfte dazu nur eines festen Entschlusses und eines guten Gewissens."

Wozu denn, Herr Zaumer? Sie setzen mich in Erstaunen!

„Das wollte ich nicht, und am wenigsten, wenn dies Erstaunen Mißtrauen wäre." — Sie sah mich erwartend an; ich fuhr leicht fort: „Ihr Verhältniß, meine Freundin, als die Tochter einer Wittwe, ohne ein großes Vermögen, fodert durchaus eine Schonung, bei der Sie allen Ansprüchen auf den Reitz des Lebens entsagen müssen. Verwandte von Ihnen sind hier nicht, sagen Sie selbst. Sie können also keinen andern Umgang haben, als mit

ihren Nachbaren, schlechten oder guten. Selbst mein Umgang, so unschuldig er auch ist, wird Ihnen am Ende bei den Nachbarn schaden. Glauben Sie das nicht?" (Sie zuckte die Achsel ein wenig, und sah mich an. Ich fuhr fort.) „Ein Zufall gab mir Ihre Bekanntschaft; unsere bessere Natur, unser sittlicher Werth, machte uns zu Freunden. Ich würde es für das größte Unglück meines Lebens halten, wenn ich Ihren Umgang jemals verlöre, oder Ihre Freundschaft aufgeben müßte. Sie selbst würden, hoffe ich, mir nicht ganz gleichgültig auf ewig Lebewohl sagen. Sehen Sie, da ist der Fall, wo Ihnen Ihr Verhältniß ein Opfer kosten kann; und ich bin eitel genug, zu wünschen, daß es in Ihren Augen nicht klein seyn möchte. Ihre Mutter giebt unserm Umgange keine Sicherheit." —

Ich habe das lange gefühlt, mein Freund: und ich darf Ihnen wohl gestehen, daß ich dieses Opfer, wenn ich es bringen müßte, nicht als klein ansehen würde.

„Das ist es! Aber müssen Sie es bringen? Könnten Sie nicht, durch eine kleine Verstellung mehr, unsere Freundschaft sichern.

Verstellung mehr? Wie meinen Sie das?

„Ihre Mutter ist doch wahrlich nur der Schein eines Schutzes für Sie, nicht ein wirklicher Schutz. Hätten Sie noch einen Vater dazu,“ (sie erröthete) „dann wäre die Welt befriedigt, und ich dürfte nicht fürchten, Sie einst zu verlieren.“ (Sie schwieg nachdenkend.) „Ich bin,“ fuhr ich fort, „hier fremd, wie Sie, noch fremder, weil ich es seyn will. Der Zufall gab mir ein großes Vermögen. Ich genieße meines Lebens, und glaube, dies ist manchem nützlich. Mir fehlen die Reitze der Freundschaft nicht, aber doch der Freundschaft, die Sie meinem Herzen theuer gemacht haben: dieses zarte Vertrauen, diese tugendhaften Ergießungen eines Herzens, diese — darf ich es sagen? — diese . . .“ —

Sie unterbrach mich schnell. Ehe Sie weiter reden, Herr Zaumer, erst über mich einige Worte. Mein Schicksal verbietet mir, je einem Manne meine Hand zu geben; und mein Herz, je einen Mann zu lieben. — (Ich lächelte.) Es mag Ihnen ein wenig seltsam, oder wohl gar sehr eitel

scheinen, daß Ihnen ein Mädchen diese Versicherung giebt; ich fühle aber, daß ich sie Ihnen geben muß, damit Sie einsehen, warum ich Ihnen mein Vertrauen, meine Freundschaft so unbedenklich geben konnte. Fahren Sie fort. Jetzt kann ich alles hören, was Sie mir zu sagen haben.

Ich stutzte; denn über ihre Wangen rollten Thränen, die sie vergebens zu verbergen suchte. Als sie ihre Bitte, daß ich fortfahren möchte, wiederholte, sagte ich ihr: das Leben bei ihrer Mutter sey nichts weniger als für sie anständig; unter dem Schutze eines männlichen Anverwandten würde sie weit sicherer seyn.

O Gott! sagte sie im tiefsten Schmerze: hätte ich nur einen!

Ich war gerührt, ergriff ihre Hand, und that einen Schritt zu viel. „Könnte ich dann nicht Ihr Bruder seyn?“ — Als ich bemerkte, wie bedenklich sie mich ansah, fuhr ich schnell fort: „ich lebe bei meinem Oheim, dem edelsten Manne seiner Zeit. Er würde Sie mit Freuden aufnehmen, und Sie wären dann in der That seine Tochter, in der That

meine theure Schwester. Es käme nur auf Sie an, Sich durch die Bekanntschaft mit meinem Oheim von der Unschuld meines Planes zu überzeugen. Ich fühle indeß sehr wohl, daß es einem Frauenzimmer nicht leicht seyn mag, ihn anzunehmen."

Sie fühlen sehr richtig. Nie wird sich ein Mädchen dazu entschliessen. — Ich verbeugte mich, und brach das Gespräch über diesen Gegenstand ab.

Sieh, nun gehe ich einen andern Weg. Ihr Verstand ist rein und natürlich. Ich suche mit der Zeit von dem zu erhalten, was mir ihr Herz versagt hat. Täglich spreche ich mit ihr über die Bestimmung des Lebens. Sie fängt an, einzusehen, daß Schwärmerei es so gut vergiften kann, als kalte Bosheit; daß bei der Tugend der Kopf eben so viel, und noch mehr, mitzureden hat, als das Herz, und daß man, um unter Menschen glücklich zu seyn, sich nicht ganz von Ihnen absondern muß. Das sieht sie nicht bloß ein; sie fängt auch an, es auszuüben. Ihr Geist ist heitrer geworden, und sie stößt die unschuldigen Freuden des Lebens nicht mehr von sich. Ich habe Zaumern als meinen Oheim

bei ihr eingeführt, und er hat sich — wie immer, wenn er will — auch bei ihr Liebe und Vertrauen erworben.

Die Mutter, die Anfangs glauben mochte, ich wolle ihre Tochter nur verführen, kann uns Alle nicht begreifen. Jetzt hofft sie wahrscheinlich auf eine Heirath, da mein Oheim mit im Spiel ist. Beide, sie und die Tochter, sind ein Paar Mal bei uns gewesen. Eine alte Schauspielerin machte meine Tante, und das schöne schwärmerische Mädchen lernte doch wenigstens, daß auch unser Leben ein Leben ist.

So gehe ich, an der Hand der Freundschaft und einer fröhlichen Tugend, über nichts als Rosen, langsam vorwärts nach dem Reiche der Liebe. Das hat denn allerlei Aenderungen in meiner Art zu leben nöthig gemacht. Wir geben keine Bacchanale mehr: unser Cirkel ist ausgesuchter, unsre Soupers sokratischer, unsre Freuden reiner geworden. Ja, du hast Recht, Joseph: ein tugendhaftes Mädchen würde sogar einem Teufel den Schein von Tugend abnöthigen. Wir gewinnen; aber auch meine Ge-

liebte gewinnt. Sie lernt einsehen, daß man lachen, scherzen, witzig seyn, sogar ein wenig spotten kann, ohne deshalb der Tugend zu entsagen.

Die Schauspielerin welche meine Tante gemacht hat, ließ ich auf einer Reise gestorben seyn, und dafür nahm ich eine sehr ehrwürdige Matrone ins Haus, deren Tugenden selbst Zaumer hochachten muß. Jetzt sehe ich meine schöne Groß (so heißt sie) jede Woche ein Paar Mal bei uns. Sie erhält erstaunlich geschwind alle Talente der besten Erziehung, die ihr noch fehlten: sie spielt, sie zeichnet, sie stickt, und plaudert ganz vortrefflich.

Eine wahre Ninon! sagt Zauner selbst. Aber, setzt er jedes Mal mit einem spottenden Tone hinzu: nur Schade, daß sie in der Jugend von Mönchen oder Nonnen zu allem Großen verhunzt ist! . . . „Was wollen Sie denn eigentlich?“ fragt er auch wohl. Guter Gott! weiß ich es denn selbst?

Ich fürchte, sagte er neulich, das Mädchen wird Sie noch zu einem Schwärmer machen.

„Ein klein wenig Schwärmerei stände mir vielleicht nicht übel, wie sie ihr nicht übel steht.“

Was haben Sie denn eigentlich mit dem Mädchen vor? Was soll die ganze Mummerei? Oder ist es ein Geheimniß?

„Was es soll? Ich liebe das Mädchen, mehr weiß nicht. Sie ist meinem Leben, meinem Glücke nothwendig.“

Nun wohl! und was weiter? . . . Ich fürchte, Freund, Sie werden eine unglückliche Eroberung an dem Mädchen gemacht haben, wenn es erst so weit kommt, woran ich nicht zweifle. Die Groß ist schön, nicht ohne Geist, eine wahre Perle; aber — eine unbesiegbare Schwärmerin. Jetzt geht sie lachend den Weg, den sie von Ihnen geführt wird. Sie werden mit ihr ans Ziel kommen, dann aber weiter nichts als eine verzweifelnde Nonne in den Armen haben, welche die Freuden des Lebens nicht entbehren kann, und sie doch durch Aengstlichkeit verbittert. Oder wollen Sie das Mädchen heirathen? Man hat Beispiele, daß Männer sich so unterjocht haben.

Auf alle seine Fragen konnte ich nur antworten: „ich liebe das Mädchen, Zaumer, mehr weiß ich nicht.“

Sie wissen noch sonst etwas: Graf, was Sie Sich wahrscheinlich nicht gestehen mögen. Ich glaube, Sie wollen das Mädchen verführen; oder — es soll sich selbst verführen. Denn, was Sie Anfangs wollten — das Mädchen überzeugen, daß sie nichts Besseres thun könne, als mit uns und wie wir zu leben: — diese Idee haben Sie jetzt wohl nicht mehr. Also verführen! Das Wort klingt übel, läßt sich aber nicht umgehen. Und nun können Sie nicht mit sich eins werden, ob das, was Sie wollen, recht ist, oder nicht. Ich erinnere Sie nur an eine sehr wichtige Regel des Chinesischen Gesetzgebers: „Bist du ungewiß, ob eine Handlung recht oder unrecht sey, so unterlaß sie!“ Graf, ein Mann, der, wie ich und Sie, dem Schicksal zum Trotze glücklich seyn will, muß vor allem Andren seiner selbst gewiß seyn. Ich fürchte, Sie haben das Mädchen zu Ihrem Unglück kennen lernen.

Sieh, so warf mir dieser Zaumer eine Schlange in die Brust! Und warum? weil mein Haus jetzt ein Tempel der stillern, heiligern Tugend gewor-

den ist. O, du wirst mir eine noch giftigere Schlange an das Herz werfen! Um die Unschuld zu retten, wirst du mir zurufen: du willst sie verführen!

Nein, Joseph, das will ich nicht. Ich liebe das Mädchen unaussprechlich; sey ruhig.

16.

Wien.

Zaumer kannte mich wohl, aber das Mädchen nicht. Er hielt sie geradezu für eine feine Heuchlerin, welche die Tugend als ein Netz ausgeworfen habe, um mich desto sichrer zu fangen. „Sie ist tugendhaft!" sagte ich mit Stolz. Zaumer lächelte dazu. Einmal, als ich ihm sein boshaftes Lächeln vorwarf, erwiederte er: bei Gott! Ihr Stolz auf eine Tugend (wenn es denn nun ja Tugend seyn soll), die Sie zerstören wollen, kleidet Sie übler, als mich mein ungläubiges Lächeln. Da ich ihn verachtend ansah, so stand er auf, trat vor mich hin, und fragte: wen soll dieser verachtende Blick treffen? Wenn Sie das geliebte Mädchen nicht verführen wollen: — was denn sonst? Reden Sie!

Ich stammelte etwas her; denn wenn ich auch den Sinn seiner Frage nicht zugab, so konnte ich ihn doch auch nicht leugnen. Er lächelte mitleidig, und sagte: Graf, sie sind auf dem Wege, mich für einen kalten Bösewicht zu halten. Und mögen Sie das doch! Nehmen Sie Sich aber in Acht, daß Sie nicht das Ansehen eines Heuchlers bekommen. Ich glaube nicht an Tugend, in dem Sinne, den der Pöbel mit dem Worte verbindet. Glaubte ich aber, wie Sie jetzt, an die Tugend der Mlle. Groß; so würde ich ihr meine Hand anbieten, oder ihr ruhig sagen: ich stehe im Begriff, ein Verbrechen zu begehen, wenn ich länger in Ihrer Gesellschaft bleibe. Wir wollen einander nicht mehr sehen! . . . Graf, Sie zittern, und wünschen das, wovor Sie zittern. Daß Sie zittern, giebt Ihnen den Triumph der Tugend; daß Sie wünschen, führt Sie langsam an das Ziel eines Verbrechens. — „Wie?" rief ich unwillig. — Er fuhr ruhig fort: wozu zwecken alle Schritte ab, die Sie thun? Sie möchten Sich wohl gar Ihre Behutsamkeit gern als eine Tugend anrechnen! Und gestehen Sie nur,

daß es Augenblicke giebt, wo Sie das wirklich thun; denn der Mensch ist der größte Heuchler gegen sich selbst. Aber der Jäger, der sich auf Umwegen, hinter Gebüschen, leise und langsam dem Wilde nähert, sage nicht: ich will das Thier nicht tödten. Er will es allerdings. Und Sie? Sie wollen das Mädchen verführen; denn daß Sie Verstand genug haben, sich selbst Ihre letzte Absicht zu verhehlen, kann doch mich nicht blind machen. Wenn Sie so fortfahren, wie jetzt, so werden Sie mich bald für einen argen Bösewicht halten. Aber, mein Freund, dann ist auch der Augenblick nahe, wo Sie Sich selbst dafür halten werden; und davor wenigstens behüte mich mein gutes Geschick! (Ich erröthete.) Machen Sie Sich deutlich, was sie wollen, berechnen Sie genau, was sie zu bedürfen glauben, wägen Sie Gewinn und Verlust gegen einander ab; Sie werden das Mädchen, wenn es nöthig ist, vergessen; aber stellen Sie Sich nicht Gespenster vor, die nicht da sind. Machen Sie mich zu Ihrem Vertrauten; und Sie sollen bald erfahren, ob Sie glücklich seyn werden und dürfen.

Sieh, Joseph! er kannte mich nur zu genau, der Bösewicht! Ich warf mich in seine Arme, und der Plan, das Mädchen zu verführen, war gemacht. Zaumer fing die Ausführung mit Frohlocken an; doch sehr bald bemerkte er, daß dieses Mädchen keine leichte Beute sey. Sie ging so ruhig, wie eine Göttin, durch unsre Netze, und zerriß sie, wie Spinnfäden. Alle unsre Veranstaltungen dienten zu nichts, als den Glauben an ihre Tugend, die wie eine drückende zerschmetternde Last auf meinem Herzen lag, in mir zu vermehren, und in Zaumers Kopfe die Meinung, sie sey eine feine Buhlerin, zu bestärken. O, die edle, schöne Seele! rief ich; und er: die feine Heuchlerin!

Zaumer hatte die Dreistigkeit, mir eine Art von Gewalt vorzuschlagen. Als ich sie mit Abscheu verwarf, sagte er lachend: ich würde dieses Mittel nie ergreifen; Sie aber, fürchte ich, werden es thun: denn die Leidenschaft hat Sie unterjocht. Er sagte das mit solcher Gewißheit, daß ich mich zitternd von ihm wendete. O Joseph! für einen solchen Bösewicht hält mich dieser Mensch! Dahin bin ich gekom-

men! — Ich würdigte ihn keiner Antwort; aber in diesem Augenblicke fielen auch die Ketten ab, die mich an diesen Menschen fesselten. Joseph, jetzt sah ich endlich den Abgrund, an den er mich geführt hatte, und auf den du mich schon so lange aufmerksam machtest.

Ich untersagte ihm noch an demselben Tage jede Bemühung um das Mädchen. Er sah mich hönisch lachend an; in seinen falschen Blicken lag schon der Triumph darüber, daß ich dennoch genöthigt seyn würde, meine Zuflucht zu ihm zu nehmen. Nein, nimmermehr! Wir sind auf ewig getrennt.

Am folgenden Morgen ging ich zu dem geliebten Mädchen, und gestand ihr meine heiße Leidenschaft, doch ohne ihr zu sagen, wer ich wäre. Sie erschrack, und trat einen Schritt zurück. Nein, sagte sie zitternd; nein! Schonen Sie meiner! Das darf und will ich nicht hören! — Ich beschwör sie, mir zu sagen, warum das Geständniß der ehrfurchtsvollsten Liebe diesen Abscheu bei ihr errege. Sie riß sich aus meinen Armen, und rief: wir haben einander zum letzten Male gesehen, wenn Sie je wieder ein Wort hiervon erwähnen!

„Sie lieben mich also nicht?“ fragte ich ohne Besinnung. Nein! sagte sie bestimmt; ich liebe sie nicht, und kann Sie nicht lieben! Mit diesen Worten verließ sie mich.

Nun war also das Urtheil über mich gesprochen. ich schrieb ihr, und bekam Antwort. Nein, sie liebt mich nicht! In Verzweiflung, in einer hoffnungslosen Dumpfheit aller meiner Sinne, ging ich zu Zaumern, erzählte ihm alles, und zeigte ihm ihren Brief. Er lächelte, und fragte kalt: Was nun? — „Rathen Sie mir, Zaumer!“ — Es ist gefährlich, Ihnen zu rathen! Sie wollen den Zweck; aber nicht die Mittel. Mlle. Groß setzt wahrscheinlich den Preis der Ehe auf ihre Liebe. Ich glaube wohl nicht an ihre Tugend; indeß bin ich doch überzeugt, daß es Menschen giebt, deren Sinnlichkeit nicht zu erregen ist: zu denen mag dieses seltne Mädchen wohl gehören; und so stehen Sie jetzt noch eben so weit vom Ziele, als an dem Tage, da Sie mit ihr bekannt wurden. Das Mädchen will Alles oder nichts; und auch Sie wollen Alles. Nun, so kommt es darauf an, wer kälter und wer stand-

hafter ist. Bieten Sie dem Mädchen Ihre Hand an, Graf, und sehen Sie zu, wie weit Sie das bringt. Was Herr Zaumer verspricht, braucht ja der Graf Donach nicht zu halten. Oder — wählen Sie jenes verhaßte Mittel, worüber wir uns neulich entzweieten.

Ich runzelte die Stirn. „Sie will Alles oder nichts, sagen Sie? Wohl denn! Was der Mann anbietet, darf ja auch der Graf halten."

Er erschrack. Wie? fragte er; Sie wollten ...? —

„Ich will glücklich seyn; und kann ich es an einem tugendhaften, schuldlosen Herzen voll Liebe werden, in den Armen der Tugend, der Treue, der — spötten Sie, so viel Sie wollen! — der ungeschmünkten Frömmigkeit: so mag darüber hohnlachen, wer Lust hast. O, ich ahne jetzt, was Glück ist, und daß der Weg, den Sie mich gehen ließen, wohl zum Genusse führt, aber nicht zum Glück, zur Ruhe, zu einer Hoffnung, die über das Grab hinausreicht. — Liebt das Mädchen mich, so wird sie Gräfin Donach!"

Ich

Ich hatte Zaumern noch nie so verlegen gesehen. Recht! sagte er endlich mit einem finstern Lächeln: um den Preis haben Sie keine abschlägige Antwort mehr zu fürchten. Ich wünsche Ihnen im voraus Glück zu Ihrer schönen Frau. Die arme Mamsell Groß wird dem Grafen Donach ihre Hand geben; ob aber der Mann ihre Liebe erhalten wird, (was er doch wünscht): das ist eine andre Frage. Gehen Sie also, und sagen Sie ihr: ich bin der Graf Donach. Die Furie des unauflöslichsten Zweifels wird sie dann ewig mit der Frage quälen: liebt sie mich?

„Ich weiß, was Sie jetzt wollen," sagte ich ernst. Könnte ich Sie abhalten von dieser Unbesonnenheit, der die längste Reue folgen muß, so würde ich es thun. Aber das ist vergeblich; und so möchte ich gern Sie wenigstens so glücklich sehen, als die Umstände es erlauben. Ich würde unter dem Namen Zaumer dem Mädchen meine Hand anbieten; dann wäre ich doch sicher, daß sie den Mann nähme, und nicht den Grafen. Hinterher könnte sie ja noch immer erfahren, wer Sie sind.

Ich fand die Vorstellung nicht übel. Nun bat er mich, noch drei Tage zu überlegen, ehe ich den entscheidenden Schritt wagte. Die habe ich ihm versprochen. Aber dann — wenn sie mich liebt — führe ich sie an den Altar, bringe sie als meine Gattin bald zu dir, mein edler Joseph, und glücklich.

17.

Wien.

Du hast Recht, Joseph. Er fürchtet, eine tugendhafte Frau werde mich seinen Netzen entreißen. Schon jetzt ist der Bösewicht entdeckt; er hat sich in seinen eigenen Fallstricken gefangen. — Ohne Zweifel habe ich dir geschrieben, daß er mich um drei Tage Aufschub bat. Unterdessen sucht er Gelegenheit das Mädchen allein zu sprechen, entdeckt ihr in Vertrauen, daß sie in Gefahr ist unglücklich zu werden, und sagt, daß ich sie liebe, und daß ich ihr meine Hand anbieten will, weil mir kein andres Mittel übrig bleibe, ihre Tugend zu besiegen. Er nehme, setzt er hinzu, den innigsten Antheil an dem Schicksal eines so tugendhaften Mädchens; und eben darum müsse er ihr

sagen, daß ich nicht der sey, für den ich mich ausgebe: ein Mann von bürgerlichem Stande. Ich gehöre zu einer alten, stolzen Familie, und habe unermeßliche Reichthümer. Sie müsse wohl einsehen, daß keine Heirath zwischen mir und ihr Statt finden könne, da meine Familie, von der ich abhängig sey, sie nimmermehr zugeben werde. Das Rathsamste für sie würde seyn, sich durch Veränderung ihres Aufenthaltes meinen Verfolgungen zu entziehen, und er selbst wolle dazu beitragen. — Das furchtsame unschuldige Mädchen erschrickt bei diesen Nachrichten; und so wenig sie auch Zaumern trauet, so faßt sie doch den Entschluß, sich aus Wien zu entfernen. Sie schlägt es ihm indeß geradezu ab, ihn für alles sorgen zu lassen, wozu er sich erbietet.

Das war vorgegangen. Sie machte eine kleine Reise von acht Tagen, und kam heiter zurück. Während dessen hatte ich ihr geschrieben. Ich schickte ihr den Brief, und erwartete zwischen Furcht und Hoffnung ihre Antwort. Als ich keine bekam, ging ich zu ihr. Sie sagte mir sogleich, und mit großer Heiterkeit, daß sie mir recht bald antworten wür-

de, und ich fühlte mein Herz von der frohesten Hoffnung gehoben.

Jetzt erfahre ich aber von meinem Bedienten, daß man bei ihr Anstalten trifft, die das Ausziehen aus ihrer Wohnung, oder gar eine Reise, anzeigen. Ich gebe einigen meiner Leute Befehl, das Mädchen zu beobachten; denn das triumphirende Lächeln in Zaumers Gesichte schien mir etwas Unglückliches zu drohen.

Man bringt heraus, daß Mamsell Groß abreisen will. Ich ahne das Unglück, das kommen wird, und lasse meine Pferde angeschirrt stehen, um in jeder Minute fort zu können. Meine Leute beobachten Tag und Nacht das Haus. Eines Abends spät kommt ein Bedienter, und sagt mir ins Ohr: sie ist fort; aber sie entgeht uns nicht. Ich muß ihr sogleich nach. Sie sollen morgen Nachricht haben. — Ich gebe ihm Geld, und er verläßt mich.

Am folgenden Tage bekomme ich einen Brief von dem theuern entflohenen Mädchen; und welch einen Brief! die schönste, die reinste, edelste Seele spricht darin. Noch habe ich Hoffnung, Joseph: gerade

aus diesem Briefe, ob er mir gleich eine ewige Trennung von ihr ankündigt. Sie schreibt mir, was Zaumer ihr entdeckt hat, und sagt mir: es thue ihr schmerzlich leid, daß ich damit umgegangen sey, sie unglücklich zu machen; denn mir habe sie menschliches Gefühl zugetrauet. „Auch noch jetzt," schreibt sie mir, „verwechsele ich Sie nicht mit Ihrem Freunde, diesem kalten boshaften Egoisten, der das Leben und das Glück nur nach Genüssen, nur nach abscheulichen Freuden berechnet. Er ist ein Bösewicht; Sie sind nur verführt!" Dann beschwört sie mich, Zaumers Gesellschaft zu verlassen, und meinem weichen Herzen zu folgen, das von der Natur zum Genusse der edelsten Freude, der Tugend, bestimmt sey. Endlich sagt sie mir ewig Lebewohl, gesteht aber dabei, daß dieses Lebewohl ihrem Herzen wehe thue.

Als ich diesen Brief las, zitterte ich vor Zorn über den nichtswürdigen Zaumer, und riß eine geladene Pistole von der Wand. Doch bald faßte ich mich. — In diesem Augenblick stürzt mein Bedienter in das Zimmer, und ruft: die Mamsell ist in * * *, eine Stunde weit von hier. Sie hat an die

Priorin eines Klosters geschrieben, und erwartet da die Antwort. Die kann bald kommen; Sie müssen also eilen.

Joseph, der Wagen hält vor dem Hause. Ich erwarte Zaumern noch; denn er soll, er muß mich begleiten und dem theuern Mädchen die Wahrheit gestehen! Ich bin gefaßt. Jetzt kommt er. Leb wohl so lange! Leb wohl!

Ich Unglücklicher! Joseph, was wirst du hören! Nimm alle deine Fassung zusammen. Kaum habe ich den Muth, fortzufahren. Ich ging ruhig zu Zaumern, und bat ihn, eine kurze Reise mit mir zu machen, deren Absicht ich ihm noch verschweigen müsse. Wir kamen in *** an, wo meine Geliebte bei dem Geistlichen wohnte. Ich öffnete die Thür des Zimmers, das mir mein Bedienter zeigte, und wir standen vor ihr. Zaumer warf einen scheuen Blick auf mich, und erblaßte. Das Mädchen wollte rufen. „Nein,“ sagte ich bittend, und nahm ihre Hand: „ich bin nicht hier, Sie zu stören, Sie zu verfolgen. Sobald Sie wollen, theures Mädchen,

gehe ich; doch unmöglich kann ich Sie mit einem Herzen voll Zorn, voll Verachtung gegen mich reisen lassen. Hier steht der Mensch, der Ihnen die Nachricht gab, daß ich Sie betriegen wollte. Er soll reden; er soll Ihnen sagen, was er weiß."

Zaumer hatte sich jetzt gefaßt, und sagte freimüthig: Sie spielen hier eine seltsame Rolle, und mich lassen Sie eine noch seltsamere spielen. Ich will doch sehen, wie lange das dauert. Aber reden werde ich nicht.

„Du willst nicht?" fragte ich mit funkelnden Blicken: „wie? du willst nicht?"

Er sprang auf. Ja, Mademoiselle, hob er nun an; ich will reden, ja! So hören Sie. Ich sagte Ihnen, meine schöne Geschwätzige: dieser junge Mann wolle Sie verführen; er werde Ihnen seine Hand anbieten, und Sie dennoch betriegen. Daran that ich in der That Unrecht. Ich dachte, er sey noch zu retten. Jetzt sehe ich, daß ich die Hoffnung aufgeben muß; und so erkläre ich Ihnen denn, Mlle., daß dieser junge Mann, ein reicher Graf, fest entschlossen ist, Ihnen — was auch die Welt

und seine Familie dazu sagen mögen — seine Hand zu geben. Es war lediglich mein Einfall, ihm mit dem, was ich Ihnen vor einigen Tagen sagte, eine Thorheit, und Ihnen, Mlle., ein unglückliches Leben zu ersparen. Doch, wie ich sehe, haben Si Ihre Flucht so heimlich angestellt, und sind so erstaunlich weit von Wien weggereist, daß ...

Er wollte fortfahren; ich verbot ihm aber, weiter zu reden. Wohl denn! sagte er, und ging mit einem elenden Trotze.

Jetzt warf ich mich dem Mädchen, das in Thränen schwamm, zu Füßen, und sagte: „Sie sehen, dieser Bösewicht wollte uns trennen. Ja, meine theuerste Geliebte, ich gestehe, daß meine Absichten Anfangs nicht die reinsten waren; aber schon längst hat Ihre Tugend gesiegt. Ich biete Ihnen ein Herz voll Ehrfurcht, voll inniger Liebe, ewige Treue, und meine Hand an.“ Sie beugte sich (wie es schien, in tiefem Schmerze) zurück. „O,“ fuhr ich fort; nehmen Sie mir nicht alle Hoffnung!“

Alle Hoffnung! sagte sie gerührt, und reichte mir die Hand. Von dem ersten Augenblicke an habe ich Freundschaft für Sie empfunden, doch nicht Liebe.

Mein Herz war nur einer Liebe fähig. O, wenn Sie Sich unglücklich fühlen: ich bin es noch tausendmal mehr! Fragen Sie nicht; denn ich kann Ihnen nicht antworten. Ich bin nun ganz hülflos, da auch das Kloster — der einzige Ort, wo ich noch eine Bekannte hatte — mir eine Zuflucht abschlägt. Die Frau, bei der ich mich aufhielt, ist nicht meine Mutter: nur eine Verwandte, die mich gern verkauft hätte, und . . . —

Ich unterbrach sie. „Nein, hülflos sind Sie nicht; auch wenn Sie mich hassen. Sie leben von jetzt an unter dem heiligen Schutze Ihres Bruders. Sagen Sie: was kann ich für Sie thun!"

Sanft weinend antwortete sie: schon lange war ich entschlossen, mich Ihnen anzuvertrauen, und Sie um die Hülfe zu bitten, die einem gebrochenen Herzen allein übrig bleibt. Ich wollte in ein Kloster gehen; doch jetzt will ich das nicht mehr, um meines eigenen Herzens zu schonen. Einen Dienst können Sie mir indessen doch noch erweisen; auf ihm beruhet die letzte kleine Hoffnung, die ich noch habe. Sie zog einen Brief hervor, und gab ihn mir mit den Worten: seyn Sie so gütig, diesen Brief zu bestel-

len, und mir die Antwort hieher zu schicken, wo ich bis dahin bleiben werde. Ich bitte Sie aber sehnlich, mich nicht wieder zu besuchen.

Sie redete mit dem unwiderstehlichen Ernst eines himmlischen Wesens. Ich nahm den Brief, und erbrach ihn; denn die Aufschrift war an mich. Wie? sagte sie erstaunt: Sie erbrechen . . . —

„Soll ich ihn hier nicht lesen?“ fragte ich verwundert. — Er ist ja nicht an Sie. — „Allerdings ist er an mich; es giebt keinen andren Grafen Donach, der Franz hieße.“ Sie erblaßte und fragte zitternd: Sie sind der Graf Donach? der in Koblenz seine Jugend verlebte, der Busenfreund des Barons von Holm?

Ich erstaunte noch mehr, und sie schien zu zweifeln. Der Graf Donach, fuhr sie fort, soll ein sehr seltsamer Mann seyn, hochmüthig, steif, voll wunderlicher Launen. Durch diese Schilderung bin ich abgehalten worden, mich an ihn zu wenden. Und Sie, Sie wären dieser Graf Donach?

Ich zog deinen letzten Brief hervor, und erwiederte ihr: „dieser Brief, den ich erst vor einigen Tagen von dem Baron Holm bekommen habe, mag

Ihnen beweisen, daß ich wirklich der Graf Donach bin.“ Sie sah mit dem starren Blicke des heftigsten Erschreckens hinein, erkannte deine Schriftzüge, und zitterte nun so heftig, daß sie den Brief kaum halten konnte. Mit leiser, stockender Stimme hob sie an: vor einigen Tagen sagten Sie? — Ich zeigte auf das Datum. — Er lebt! rief sie nun aus, und sank ohnmächtig in meine Arme. Während man ihr Hülfe leistete, las ich ihren Brief an mich selbst, und taumelte vor Angst und Freude. Ich hoffe, du wirst nun schon wissen, wer das edle Mädchen ist. Joseph, deine Anne lebt! und lebt für dich! So eben komme ich von ihrem Bette. Auf ihrem schönen Gesichte jagen sich die tödliche Blässe des Zweifels, und die Rosenröthe der freudigsten Liebe. Sie verlangte deinen Brief; den mußte ich ihr aber abschlagen, weil die Nachricht, daß du nun am Ende doch genöthigt seyst, die Gräfin Rode zu heirathen, sie mitten in ihrer großen Freude hätte tödten können. Ich sagte ihr: dein Brief enthalte ein Familien-Geheimniß, das ich weder ihr, noch sonst einem Menschen mittheilen dürfe; in Wien wolle ich ihr aber Briefe zeigen, die ihr beweisen würden, wie theuer dir das

Andenken an deine Anne noch immer sey. Sie war außer sich vor Freude, und erzählte mir nun, wie man ihr die Nachricht von deinem Tode mit höchst wahrscheinlichen Umständen hinterbracht habe. Alle Zweifel, die ich noch hatte, sind gelös't, Sie schrieb dir ihren letzten Brief in dem festen Glauben, daß sie sterben würde. Als sie wieder gesund ist, bringt ihr die Aebtissin des Klosters zuerst die Nachricht, daß du krank, und nicht lange nachher die, daß du todt seyst. Mehrere Nachrichten aus **n, die durch sehr natürliche Veranlassungen an sie kommen, sagen eben das. Sie ist nun von deinem Tode so überzeugt, wie du von dem ihrigen. Man erschreckt sie mit der Nachricht, daß dein Oheim die heftigste Begierde habe, sich an ihr zu rächen, da er glaube, sie sey Schuld an seines Neffen Tode. Die Aebtissin sagt ihr endlich: um sie den Verfolgungen des alten Barons zu entziehen, müsse man aussprengen, sie sey gestorben. Das Kloster könne sie nicht sichern; sie solle mit einer Verwandtin nach Wien reisen, und lieber sogar den Namen dieser Verwandtin, Groß, annehmen. Das unerfahrne, tief gebeugte Mädchen willigt aus Furcht vor deinem Oheim in alles,

hält sich verborgen, und lebt hier unter dem fremden Namen, bis dein guter Genius, lieber Joseph, und der Rachengel meines versäumten Herzens mich sie finden läßt.

Ich Unglücklicher! rief ich: und dennoch war ich voll hoher Freude. — Ich schicke diesen Brief mit dem Courier eures Gesandten, der morgen abgeht. Da deine Hochzeit erst zu Ende des folgenden Monats seyn soll, so — Ich weiß, wie du handeln wirst, und sehe mit schmerzlicher Wonne dem Augenblick entgegen, da ich, dein Freund und dein Nebenbuhler, dich Glücklichen in die Arme der Geliebten führen werde. Gern hätte ich dir ein Paar Zeilen von Annen mitgeschickt; sie ist aber noch zu unruhig, um schreiben zu können: zu krank, will ich nicht sagen; denn der Arzt lacht über eine Kranke, die vor Freude phantasiert. Leb wohl.

18.

Der Baron Holm an seine Schwester.

Wien.

Der gütige Himmel hat meinem Leben eine unaussprechliche Seligkeit geschenkt. Alle meine Wunden

sind geheilt; all mein Gram vergessen. Das Grab that sich auf; meine todt geglaubte Anne stand, in der Glorie des Himmels, vor mir, und sank an meine Brust. Anne ist mein, liebe Schwester! Morgen wird sie vor dem Altare meine Gattin.

Ich hätte dir erst sagen sollen, daß mein Oheim, dieser kalte, grausame Mann, mich mit der Nachricht von Annens Tode hinterging, Annen auf eine ähnliche Weise täuschte, und so uns Beide höchst elend machte. Durch die wehmüthigen Seufzer, mit denen er nun von dem Untergange seines Namens sprach, erregte er mein Mitleiden. Er bat mich, ihn nicht trostlos sterben zu lassen: er, der mein ganzes Leben trostlos machen wollte! Ich sagte nicht Ja, nicht Nein, und ließ mich, wie ein Opfer, schweigend führen. Mein Oheim, nicht ich, hielt um die Gräfin Rode an; er, nicht ich, bekam das Jawort. O, es war ihnen auch nicht um mein Herz zu thun, das sie nicht achteten; nur um meine Hand, meinen Namen, und die Gunst des Fürsten, die aufs neue für mich zu erwachsen schien, um die ich mich aber wenig kümmerte. Mein Oheim hatte nun seinen sehnlichen Wunsch erreicht; doch

ich — hörte nicht auf, zu trauern. Wir waren mit dem Grafen Rode und dessen Tochter auf seinem Guthe. Ich erhielt einen Brief von unserm Gesandten in Wien, und steckte ihn unerbrochen zu mir. „Willst du nicht lesen?“ fragte mein Oheim. „Von dem Gesandten! das muß doch etwas Besonderes seyn.

Ich lege dir den Brief des Grafen Donach bei; denn von dem kam er. Den Anfang las ich sehr ruhig, da er mir eben nichts Unerwartetes sagte. Auf einmal sah ich: „deine Anne lebt! und lebt für dich!“ Es war, als schwankte die Erde unter mir, als stürzte der Himmel zerstörend auf mich nieder; und dennoch wogte ein Meer von seliger Wonne in meiner Seele. So wird uns seyn, wenn wir vom Tode erwachen! — Ich schrie auf, und stürzte aus dem Zimmer, um einen Wagen zu fodern. Nicht lange, so taumelte ich meinen Bedienten ohnmächtig in die Arme, und wurde nun auf mein Zimmer geführt.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich im Bette, und ein Bedienter saß neben mir. Wo ist der Brief? war meine erste Frage. Sie verloren ihn, sagte der treue Mensch; ich steckte ihn ein. Ihr Oheim fragte

darnach; dem sagte ich aber, ich hätte ihn nicht gesehen. — Er mußte die Thür verschließen; dann las ich den Brief — mit Empfindungen, Schwester, die gewiß nur selten ein Herz bewegt haben.

Es währte lange, ehe ich mich wieder erholte. Ueber das, was ich zu thun hätte, war ich nicht einen Augenblick unentschlossen. Ich ließ sogleich Pferde bestellen, ob es mir schon für jetzt noch leid that, daß ich die Gräfin Rode ins Gerede bringen müßte. Am Abend stand ich auf, und mein Oheim kam mit der Gräfin und ihrem Vater zu mir. „Was war dir denn?" fragte er. „Welche schreckliche Nachricht hast du denn bekommen, lieber Neffe?"

Ich sah ihn starr an; dann sagte ich: Herr Oheim, meine Anne lebt noch! Und Sie, Sie waren es, der mich mit der Nachricht von ihrem Tode hinterging!

„Nun ja!" sagte er sanft: „ich hoffe, du wirst jetzt einsehen, daß ich es zu deinem Glücke that!"

Zu meinem Glücke, sagen Sie? —

Die Gräfin Rode näherte sich. Auch ich hoffe das, sagte sie zärtlich, wenn Sie mich anders lieben. Uebrigens weiß ich, lieber Holm, daß Mlle. Linden-

hain

hain nach einigen Klagen über ihren Tod sich doch früher beruhigt hat, als Sie wohl glauben mögen.

„Auch Sie wußten um dieses Geheimniß?“ fragte ich, und meine Stimme bebte vor Abscheu. „O, ihr Mörder!“ rief ich dann fürchterlich, und stürzte hinaus. Eben wollte ein Wagen, der noch einige Gäste gebracht hatte, nach der Residenz zurückkehren. Ich sprang hinein, und ließ fahren, was die Pferde nur laufen konnten. In **n nahm ich Courierpferde, und kam am dritten Tage hier an.

Ich eilte zu Donach. Wir fuhren nach **, dem Dorfe, wo meine Geliebte wohnt. Donach ging zu ihr, um sie auf meine Ankunft vorzubereiten. Ich hörte sie aufschreien, und konnte nun nicht länger warten. Sie stürzte an meine Brust, ich umfaßte sie, und so sanken wir Beide erschöpft in unsers Freundes Arme. O, ich habe tausend Leben; denn diese Freude hat mich nicht getödtet!

Ich kann dir nichts von allem sagen, was in meinem Innern vorging; das nur, wie ich ihre sanft blassen Wangen betrachtete, und mich ihr zu Füßen warf; wie sie dann vor mir hinsank, und wir einander knieend umarmten; wie oft wir zweifelten, ob uns nicht ein Traum oder Wahnsinn täusche. Donach mußte uns

endlich gewaltsam trennen; denn der Arzt befürchtete, daß Anne den fortdaurnden Sturm ihrer Freude nicht ertragen würde.

Ich war erschöpft von der Reise, von Entzücken, schlief zwölf Stunden, und schalt nachher auf mich selbst, daß ich der Ermüdung nicht widerstanden hatte. Nun fuhren wir nach Wien zu Donach. Morgen legt ein Geistlicher unsre Hände zusammen. O, Schwester, meine Anne blühet wieder wie eine Rose.

Schon in einigen Tagen reisen wir von hier ab. Laß doch deinen Mann — der ja an deinem Herzen wohl fühlen muß, wie glücklich ich bin — in Borum einige Anstalten zu unserer Aufnahme treffen. Einige nur; ja nichts von Pracht, liebe Schwester! In die Residenz gehe ich nicht wieder, und meinen Oheim habe ich zum lezten Male gesprochen. Ich will von nun an nichts als glücklich seyn; und was gehört dazu noch mehr, als was ich schon habe: ein Herz voll Liebe, ein treues Weib, ein ruhiges Gewissen.

Dich, Marie, hoffe ich, mit deinem Manne in Borum zu finden. Auch unsere gute Mutter. Nun wird sie doch wohl nicht länger den Traum haben, dem sie so lange ihre Ruhe aufopferte: den Traum, daß unser Oheim uns glücklich machen sollte! Du bist glücklich, liebe Marie, obgleich dein Mann nicht einmal so viel

hat, wie ich; und ich sollte es nicht seyn? Ich bleibe mein ganzes Leben in Vorum.

19.

Der Bar. Holm an den Graf. Donach.

Vorum.

Hier lebe ich nun schon seit sechs Wochen mit meiner Anne und meiner Mutter, lieber Franz. Der Fürst ließ mir die Residenz verbieten. Ich legte das Reskript ohne Spott, sogar ohne Lächeln, bei Seite, schlang meinen Arm um Annens Nacken, und fühlte, daß ich ein glücklicher Mensch bin.

Meinen Oheim habe ich nicht wieder gesehen. Um mir zu zeigen, was ich von ihm zu erwarten habe, läßt er die Verschreibungen über große Summen, welche er auf seine Güther borgt, von mir als nächsten Agnaten agnosciren, was gar nicht nöthig, und wenigstens in diesem Fall eine bloße Formalität ist. Ich habe sehr ruhig, sehr kalt unterschrieben.

Noch nicht genug! Ich sollte meine Einwilligung zu dem Verkaufe der Güther geben, foderte sein Consulent von mir. Auch das habe ich mit frohem, leichtem Herzen gethan. Er hat die Güther zwar noch nicht verkauft, lebt aber so prächtig verschwendrisch daß ihm, wenn er so fortfährt, in Kurzem wenig

davon übrig bleiben wird. So bin ich denn enterbt. Wenn meine Mutter — wie gewöhnlich mit dem sanftesten Gesichte — einmal etwas davon sagt, so wirft meine Anne sich an ihre Brust. Ich umarmte sie dann Beide, und die gute Mutter weint Freudenthränen. Bei dem Oheim weinte sie andre, sehr schmerzliche. Aber so ist der Mensch! Die entbehrlichsten Dinge, an die er sich gewöhnt hat, glaubt er mitten im Schooße des Glückes nöthig zu haben. — Leb wohl, Franz. Ich freue mich daß du völlig mit Zaumern zerfallen bist.

20.

Borum.

Viel Glück, Bruder Franz, zu deiner Ehe. Grüße mir deine liebe kleine Frau, und sag ihr, sie solle ihren Gefangenen, damit er nicht wieder in die weite Welt gehen könne, recht fest halten, und zwar mit unauflöslichen Ketten: mit den Umarmungen eines Söhnchens und einer Tochter. Sieh, Franz, damit hat Anne mich festgezaubert. Auf meinen Armen spielt mein ältestes Kind, ein Mädchen, an der Brust meiner Anne liegt mein Sohn, noch ein Säugling, und aus ihren Augen strömt der Himmel in meine Seele.

Mein Oheim ist mit dem Grafen Rode zerfallen, und man hat ihn so weit getrieben, daß er genöthigt gewesen ist, seinen Abschied zu nehmen. Nun wohnt er auf Holmheim. Er wird es, sagt man, verkaufen. Ich hoffe nicht, daß er es aus Mangel thut. Zwar, wenn ich manchen Nachrichten glaubte, so müßte ich das Aeußerste befürchten.

Ich höre nichts von ihm, ob er gleich, wie ich erst hinterher erfahren habe, einige Wochen auf einem kleinen Gütchen in meiner Nähe zugebracht hat. Meine Anne bittet mich, ihn zu besuchen, sobald er wieder auf diesem Gütchen seyn wird, das er jetzt ein wenig ausbauen läßt, als ob er in der Folge darauf wohnen wollte. Ich scheue seinen Anblick nicht; aber — könnte er es nicht als Spott ansehen, wenn ich jetzt, da er gesunken ist, zu ihm käme? — Der Fürst ist krank. Vielleicht ändert sich meines Oheims Schicksal.

Ich hoffe, dich bald hier in Borum zu sehen. Adieu.

21.

Borum.

Als du mich in den Armen meiner Familie sahest, lieber Franz, glaubtest du wohl nicht, daß mein Glück noch größer werden könnte. Ich selbst glaubte

es nicht; und dennoch hat es sich vollendet, verdoppelt. Nun habe ich keinen Wunsch mehr; alle Wünsche, die, kaum von mir selbst bemerkt, noch in meiner Seele lagen, sind erfüllt. Mein Gewissen war ruhig: denn ich verdiente von Niemand in der Welt gehaßt zu werden; aber dennoch drückte mich zuweilen der Haß meines Oheims. Ich schwieg; doch leise Seufzer meiner Anne, und kleine Wendungen im Gespräche, verriethen mir, daß sie diese Empfindung mit mir theilte. Was ich auch thun und mir sagen mochte — der Gedanke an meinen Oheim blieb ein Tropfen Wermuth in dem Kelche unsrer Freude. Ich wünschte wohl — hoffte aber nicht, daß es jemals anders werden könnte.

Der Fürst starb schnell, und der Prinz *** trat die Regierung an. Graf Rode, des Verstorbenen Günstling, fiel. Nun suchte mein Oheim sich noch einmal zu heben; das gelang nicht, und zog dem stolzen Manne vielmehr eine auffallende Demüthigung zu. — Graf Rode wollte den Grund seiner plötzlichen Entlassung wissen. Man mußte einen Vorwand finden, der sie rechtfertigte, und man fand ihn in dem Verfahren gegen den Vater meiner Frau, woran der Graf Rode großen Antheil gehabt hat. Nun wurde eine Revision des Prozesses nöthig. Der alte,

edle Minister, der jetzt die fünfte Regierung in seiner Würde erlebte, foderte mich auf, die Ansprüche meines Schwiegervaters geltend zu machen.

Der Graf Rode wurde gänzlich gestürzt; man schloß mit Lindenhains Tochter einen Vergleich, und ich erhielt wenigstens einen beträchtlichen Theil seines Vermögens. Nun bin ich so reich, als meines Oheims Vermögen, mich nur je hätte machen können. Anne that mir den Vorschlag, die Güther meines Oheims wieder an mich zu bringen. Es ließ sich thun, das wußte ich; aber es war mir unangenehm, daß Anne nicht daran dachte, wie schmerzlich es meinem Oheim seyn würde, wenn er die Güther in meiner Hand sähe, wenn ich mit dem Besitze derselben ihm gleichsam ins Angesicht trotzte. Ich stellte ihr den Ankauf als sehr schwierig vor; sie bestand aber mit einer Art von Wärme darauf. Es geht nicht, meine gute Anne, sagte ich mit einigem Mißvergnügen darüber, daß sie (wie es mir schien) aus Eitelkeit einen solchen Triumph über meinen Oheim verlangte. — „Es muß gehen, wenn du ein Paar tausend Gulden nicht achtest,“ sagte sie bittend.

Das ist es nicht, liebe Anne, was mich abhält. Es geht um meines Oheims willen nicht. Bedenke doch nur . . .! —

„Eben um deines Oheims willen muß es gehen. Wie lange kann sein Haß noch gegen unsre Liebe anshalten? Und wie wird es ihn dann freuen, das wieder zu bekommen, was zu entbehren ihm gewiß sehr schwer ist!“ — Ich umarmte meine Frau mit innigsten Freude. Der Plan wurde verabredet, und schon am folgenden Tage reiste ich ab, um die Sache in Gang zu bringen. Es fanden sich Schwierigkeiten, die ich vorher nicht vermuthete, und ich blieb länger abwesend, als ich geglaubt hatte. Endlich kam ich ohne alle Gewißheit zurück, und gleich bei meiner Ankunft erfuhr ich, daß auch das letzte kleine Guth meines Oheims verkauft werden solle. In welchen Umständen mußte er seyn! — Auf meine Nachfrage sagte man mir, daß er sich bei seinem Schwager in Franken aufhielte. Ich ritt an dem zur Versteigerung bestimmten Tage nach dem kleinen Guthe, um es für jeden Preis zu kaufen. Kaum saß ich mit den andern Kauflustigen da, so tratt mein Oheim, von dem ich glaubte, er wäre in Franken, in das Zimmer. Guter Gott! der ehemals so stolze Mann, den die höchste Pracht umgab, kam jetzt in einem schlichten Ueberrocke, langsam gehend, und mit einem freundlichen Gesichte, das unverkennbar

den Ausdruck der Beschämung und einer erzwungenen Kälte hatte.

Als er mich bemerkte, wurde seine Miene finsterer. Ich wollte aufstehen; er winkte mir aber, sitzen zu bleiben, und die Versteigerung fing an. Ein Mann, mit dem mein Oheim leise sprach, trieb das Gut in die Höhe; doch ich kaufte es endlich. Jetzt entfernten sich die Andern nach und nach; nur mein Oheim und ich, wir blieben. Mit halb zugedrückten, finstern Augen sah er mich von oben bis unten verachtend an; dann hob er den Fuß, um zu gehen. Ich ergriff seine Hand, konnte aber vor der heftigen Bewegung meines Herzens nichts sagen.

„Geh! geh!“ rief er. „Noch habe ich hier zu befehlen. Erst über vier Wochen bist du hier Herr; und dann triumphire!“

Hier, erwiederte ich innig bewegt und sanft; hier und überall, wo ich das Recht habe zu seyn, sind Sie Herr!... Zu spät erfuhr ich, daß Sie Sollingen verkaufen wollten, theurer Oheim. Aber Sie werden es mir nicht abschlagen, hier wohnen zu bleiben, wenn Sie nicht lieber bei Ihrem Neffen in den Armen einer Familie seyn wollen, die von Ihrem Segen die Ruhe ihres Lebens erwartet.

Er sah mich unwillig an, und sagte stolz: „glaubst du, ich wäre so tief gesunken, daß ich betteln müßte? und bei dir! bei dir!“

Ich benetzte seine Hand mit Thränen. Nun wurde sein Ton milder, sein Gesicht gütiger. „Was foderst du denn eigentlich?“ fragte er, noch immer stolz, aber sanfter, — Nichts, erwiederte ich. Ich bitte Sie nur, lieber Oheim, Sollingen als Ihr Eigenthum, Ihr gänzliches Eigenthum, anzusehen. Sie sind hier Herr, und sollen es bleiben! Er schüttelte den Kopf.“ Nein! nein!“ rief er in Absätzen; und jedes Mal heftiger; aber seine Stimme war bewegt. Jetzt warf ich mich an seine Brust, und bat ihn, mein Vater und der Vater meiner Kinder zu seyn. Er fragte kalt und erwartend: „hast du nicht Holmheim kaufen wollen?“

Ja, lieber Oheim; aber — Gott ist mein Zeuge! — für Sie. Lesen Sie dies. (Ich gab ihm einige Briefe, worin meine Mutter mich gebeten hatte, Holmheim, das mein Oheim vorzüglich liebe, auf seinen Namen zu kaufen.) Er legte, als er las, die Hand vor die Stirn, und ließ sie dann sanft auf seine Augen sinken; die Thränen, die er verbergen wollte, drangen aber dennoch hervor.

„Das wäre wahr?“ fragte er zweifelnd. Ich bat ihn, meine Mutter und meine Frau zu befragen. Er stand mit herunterhangenden Armen und niedergeschlagenen Augen schweigend da. „Wenn du etwa glaubst,“ sagte er endlich, „daß ich noch etwas habe, so irrest du dich. Ich bin ein Bettler.“

Nein, lieber Oheim; Sie sind reicher als Sie jemals waren. Sie sind, wenn meine Bitten etwas über Sie vermögen, der angebetete Vater einer glücklichen Familie. O kommen Sie! Meine Kinder haben meinen Vater noch nicht gesehen, mein Vater seine Enkel noch nicht. Offne Arme, und Herzen voll Liebe, voll Ehrfurcht, erwarten Sie.

Er reichte mir die Hand, und sagte, noch immer etwas finster: „mein Sohn!“ Auf einmal aber faßte er mich in seine Arme, und rief: „mein Sohn! mein guter Sohn! Du bist ein edler Mensch!“ Dann riß er sich los, und ich sah ihn den Abend nicht wieder.

Ich blieb bis zum folgenden Morgen, ging zu ihm, und bat: er möchte mit mir fahren; mein Wagen wäre angespannt. „Ich will es!“ sagte er finster; „aber erinnere dich, daß ich nichts versprochen habe. Deine Frau . . . ich kann es ihr nicht verdenken, wenn sie anders gegen mich gesinnt ist, als du.“

Als wir in Borum waren, stieg er mit Stolz aus dem Wagen, und bei jedem Schritte wurde sein Gang noch stolzer, sein Gesicht noch herrischer. Wir traten unvermuthet in unser Wohnzimmer. Sobald Anne ihn erblickte, sprang sie auf, warf sich vor ihm auf die Kniee, und rief: o kommt, meine Kinder! helft mir den Segen unsers Vaters erflehen!

Meine Kinder knieeten neben der Mutter vor ihm nieder, küßten seine Hände, und nannten ihn mit dem Tone der innigsten Liebe: Vater! Endlich brach sein Stolz; seine Augen standen voll Thränen, und er sagte: „das ist zu viel! O Gott! das ist zu viel! Wie grausam bin ich gegen diese edlen Menschen gewesen! Meine Tochter! meine gute Tochter, verzeihe mir!"

Wir Alle lagen in seinen Armen, an seiner Brust.

Seit vier Wochen hat ihn die feine Achtung, die zarte Liebe meiner Frau, und der ehrerbietige Gehorsam meiner Kinder überzeugt, daß die Freuden des häuslichen Glückes mehr werth sind, als der bloße Glanz eines Hofes. Oft, wenn er die Kleinen auf den Knieen hält, ruft er mit wahrer Empfindung: wo giebt es noch größeres Glück, als in dem Schooße einer frohen, sich liebenden Familie.

KREISBIBLIOTHEK REGENSBURG

rum waren, stieg er mit Stolz
und bei jedem Schritte wurde
r, sein Gesicht noch herrischer.
het in unser Wohnzimmer.
te, sprang sie auf, warf sich
nd rief: o kommt, meine
n unsers Vaters erflehen!
eben der Mutter vor ihm
und nannten ihn mit
Vater! Endlich brach
voll Thränen, und er
as ist zu viel! Wie
Menschen gewesen!
verzeihe mir!''
r seiner Brust.
Achtung, die
tige Gehor-
Freuden des
der bloße
r auf den
ng: wo
große

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Neueste moralische Erzählungen

Bd.: Viertes Bändchen

Berlin 1802

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.149(11/12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090183-0